

AN DEN ORTEN DER ERINNERUNG



Prägungen in frühen Jahren

An den Orten der Erinnerung 1940 - 1945 Von den sichtbaren und den unsichtbaren Dingen

In Memoriam Katharina *1

Ein kleiner Hof im westfälischen Bergland – eine Kuh, zwei Schweine ein Maulesel, ein Hund, mehrere Katzen und so viele Hühner. Wiesen und Felder breiteten sich aus bis zum Waldrand. Allüberall Obstbäume rund ums Haus, Birnen, Eierpflaumen, Äpfel und Zwetschgen und neben dem Geräteschuppen ein prachtvoller Süßkirschenbaum.

Von hier führte ein schmaler Pfad durch Apfelbaumwiesen zum Bauerngarten, der sicher eingezäunt war wegen der Rehe, die im Morgengrauen mit großen Sprüngen den Tag begannen. Es war ein ordentlicher Garten, geometrisch angelegt, die Beete mit Buchsbaum eingegrenzt und in der Mitte trafen sich die Wege zum Rondell. Ganz hinten im Garten befand sich ein rückwärtiges Törchen. Hindurchgeschlüpft und in einen hohen Fichtenwald hinein. Ein herrliches Versteck! So konnten wir Kinder blitzschnell den lästigen Rufen der Frauen entkommen, die von der Hoftür laut singend, aber fordernd, unsere Namen riefen: Toonia – Uute -

Im Fichtenwald begruben wir den toten Hund und auch die kleine Ente. Wir hatten sie fußverletzt, einige Wochen in unseren Schürzen herumgetragen. Sobald sie uns erblickte, flatterte sie mit Geschnatter und Flügelschlagen hinter uns her. Der Hund mußte sein Leben lassen, da er ein wilder Geselle war. Er hetzte und jagte alles Federvieh zu Tode, auch unsere kleine Ente.

Unterhalb des Gartens lag sehr versteckt ein kleiner, versumpfter Teich, bewacht von einem Pflaumenbaum, der keine Früchte mehr trug. Von hier aus ging der Blick weit ins Lennetal hinein bis zur gegenüberliegenden Bergkette. Über den Fluß führte eine Eisenbahnbrücke und diese Brücke hatte für mich eine zentrale Bedeutung. Von meinem Beobachtungsposten am Teich konnte ich die Züge genau erkennen. Meine Sehnsucht nach meinem Elternhaus war groß, so daß ich mir in Gedanken eine Nachricht ausdachte. Ich zählte die einzelnen Wagen und gab jedem Wagen eine bestimmte Bedeutung – Paket – Anruf – Brief – Besuch – der letzte Wagen gab dann die Bestimmung! Mit meinen acht Jahren glaubte ich fest an die Magie der Gedanken, stürmte ins Haus und wartete und wartete auf – Paket – Anruf – Brief – Besuch -

Es gab noch einen anderen Platz für meine Sehnsucht. Zum Nachbarhaus am Hang gehörte eine große Schaukel. Aber der Junge, für den man die Schaukel errichtete, war nun erwachsen und *im Krieg*, wie gesagt wurde. Ute und ich schlichen oft heimlich dorthin und gaben uns dem Vergnügen des Fliegens hin. Für den Bruchteil einer Sekunde, dann, wenn man den Scheitelpunkt des Fliegens erreichte, konnte man das weite Tal überblicken, die abfallenden Weiden bis zum Brockhauser Weg, mit ungezählten braunweißen Kühen, den Fluß mit der Eisenbahnbrücke und dahinter das ansteigende Bergland. Auch hier zählte ich die Wagen der vorbeifahrenden Züge – sie kommt – sie kommt nicht – sie kommt – meine Mutter.

Der Alptraum des 2. Weltkrieges wurde spätestens 1941 bedrohlicher. Ich wurde in Düsseldorf in die sogenannte *Volkschule an der Clarenbachstraße* eingeschult. Dort lernte ich noch die alte *Süterlinschrift*, die mit den vielen spitzen Buchstaben. Im Laufe des ersten Schuljahres erlebten wir erste Luftangriffe. Mein Vater wurde als Zahnarzt nicht zur Wehrmacht eingezogen, sondern mußte als Sanitäter medizinische Hilfestellung nach Angriffen und in den Luftschutzbunkern leisten. Seine Ausbildung hierzu erhielt er in Gerolstein in der Eifel. Die Arbeit in der Praxis ruhte, und die Eltern pendelten zwischen Praxis, Luftangriffen und ihrem neuen Haus hin und her. So kam es zu unserer Evakuierung aufs Land, wo die Kriegseignisse noch nicht so dramatisch wie in der Großstadt waren. Meine Brüder wurden bei Verwandten in Olpe im Sauerland aufgenommen, und mich brachte man in ein kleines Dorf an der Lenne. Dort lebte meine Tante Katharina auf einem Bauernhof, für die nächsten Jahre mein neues Zuhause.

Schon in der Kleinkindzeit holte mich Tante Katharina oft auf die Bergsiedlung, und sie und ihr Mann Erich liebten mich sehr. So waren diese Jahre für mich ein Glücksfall, trotz der Trennung von meinen Eltern und der akuten Kriegsbedrohung.

An der Vorderseite des Hofes schloß sich ein großer Vorgarten an mit breitem Kiesweg und weißgestrichenem Eingangstor. Versteckt hinter Büschen und Bäumen stand eine weiße Bank, die nie benutzt wurde, davor ein Tisch mit gußeisernem Gestell - Tränendes Herz – Schattenfarnkraut – Akelei.

Hatte ich das weiße Tor durchschritten und sorgfältig geschlossen, so gings auf den abwärtsführenden, Weg. So begann meine Reise in die Welt.

Frühe Erinnerungen liegen auf diesem Erdweg, der steinig war und der die tiefen Rillen der Wagenspuren zeigte. Täglich zweimal fuhr Herr Berger mit zweispännigem Kutschwagen, beladen mit den großen Metallkannen mit frischer Milch vom eigenen Hof, auf diesem steilen Weg frühmorgens ins Tal. Nach Beendigung seiner Milchreise kehrte Herr Berger im Gasthof Plankemann ein. Die Pferde wurden inzwischen auf dem Vorplatz getränkt, bevor es wieder zurück auf den Eschen ging. Nach der Schule hielten wir meist Ausschau nach Bergers Wagen und hofften, ein Stück auf seinem Kutscherbock mitfahren zu können. Ein zustimmender Blick genügte und schon sprangen wir auf.

Hinter Maiers Haus entschied sich der steinige Weg für eine Gabelung. Nach unten ging es nun steil bergab und an Regentagen floß das Wasser sintflutartig ins Tal, markierte tiefe Spuren und hinterließ große kantige Steine. Hier mußte jeder Schritt bedacht werden – und wie oft rutschte ich aus – meist lief ich mit verpflasterten Knien und Ellenbogen umher.

Der Auftrag lautete: Hole ein Brot aus Maiers Laden! Differenzierte Erklärungen waren nicht nötig - Die Brote hießen nicht Landbrot, auch nicht Krustenbrot oder Ökobrot – Brot war Brot, mindestens 1000 Gramm schwer, in Kastenform gebacken, aus Roggenmehl und mit nichts anderem zu verwechseln. Betrat ich Maiers Laden - da waren die großen Säcke

neben der Eingangstür, gefüllt mit Kartoffeln und Zwiebeln und hinter der Holztheke die rückwärtige Wand mit den Regalen für die Waren. Brauchte man Mehl oder Salz oder Zucker, so zog Herr Maier eine Holzschütte nach vorne und mit einer großen Schaufel füllte er ein Pfund in eine spitze Papiertüte. Eine kaum wahrnehmbare Sekunde verbrachte die Kostbarkeit auf der Waage, die mit Gewichteisen die Wahrheit bewies. Während dieses geheimnisvollen Vorgangs gelang es mir nie, zu ergründen, wie Herr Maier unter seinen kleinen runden Brillengläsern, die sehr tief auf seiner Nase saßen, so sicher das Gewicht bestimmte, zumal die Gewichtswalzen unterschiedliche Größen hatten. Mit einem großen Brot unter dem Arm verließ ich den Laden, die Tür ließ ein heiseres Scheppern hören und schloß schlecht. Man mußte nocheinmal nachziehen, bis sie sich endlich ergab.

Der Aufstieg auf den Oberen Weg stand bevor. Wie oft zögerte ich am Beginn dieses Weges, denn ich wußte, was mir bevorstand. Steil lag der steinige Hangweg vor mir. Das Wasser hinterließ auf schneller Talfahrt große Furchen und erst die Steine, es schienen von Regen zu Regen mehr zu werden. Hatte ich aber, schwer atmend, die erste Hälfte geschafft, so gab es links einen Querweg, der über geheime Pfade, an Häusern vorbei und durch Gärten nach oben führte. Über einen schmalen Wiesenpfad aufwärts, erreichte ich die Reihe der Pflaumenbäume und das vertraute weiße Haus lag vor mir.

An vielen Tagen, besonders bei schlechtem Wetter benutzten wir Kinder an der Gabelung des Oberen Weges den Hangweg, der zunächst völlig eben eine Weile parallel zum Berghang verlief. Aber auch dieser Weg hatte gefährliche Tücken. Zuerst an den kleinen Gemüsegärten vorbei, die sich hangseits auf steinigem, kargen Grund redlich abmühten. Von hier hatten wir eine weite Sicht, man sah den Fluß im Tal und weiter noch bis zum nächsten Ort, auch die Eisenbahn mit Brücken und Schienen und an den Rändern die Berge, wie Schildkrötenrücken, einer hinter dem anderen, die Vorderen hell und langsam dunkler werdend die Zweiten, und fast schwarz die Dritten, wie bei einer mehrstufigen Aquatinta.

Nach den Gemüsegärten folgte zuerst harmlos eine unbenutzte, karstige Weide und ich wußte, jetzt gleich kommt die Stelle, wo ich auf der Hut sein muß. Eine dornige Weißdornhecke nahm die Sicht auf die obere Weide. Dahinter hausten zwei Widder mit riesigen spiralen Hörnern. Sie hatten einen hölzernen Unterstand und waren offensichtlich von den anderen Schafen durch einen Zaun getrennt. Einmal beobachteten Ute und ich durch eine lichte Stelle in der Hecke, einen Kampf der beiden Widder. Die Hörner krachten aufeinander und wildes Fauchen versetzte uns in Angst und Schrecken. Wir rannten davon, so schnell wir konnten. Die ganze einsame Gegend erschien uns unheimlich, und wir versuchten in Zukunft, so schnell wie möglich dort vorbeizukommen, oder erst garnicht diesen Weg zu nehmen. Hatten wir aber erst einmal Birnbaums Haus im Blick, waren wir sicher. Dieses Haus thronte wie ein kleines Schloß sicher am Hang, bewacht von riesigen Birnbäumen. Im September war der Weg

übersät von den kleinen Griesbirnen, die in Mengen vom Wind heruntergeschüttelt wurden.

Von Birnbaums Haus liefen wir rechts hinunter einen steilen Abstieg ins Tal, wieder über einen holprigen Hohlweg, der durch undurchdringliche, überhängende Weißdornhecken begrenzt war. Stolpern über Steine und rinnendes Wasser, dann endlich unten der Gasthof an der Lenne, der am großen Fluß lag. Über die breite Brücke hinüber, immer geradeaus an der Fabrik vorbei bis ins Dorf, im Laufschrift. Das war mein täglicher Schulweg und am Nachmittag zurück, steil aufwärts, bei jedem Wetter, vier Sommer und drei Winter lang.

Mein Tag kündigte sich in den frühen Morgenstunden – fast noch in der Nacht - durch das Schreien und Quieken der Schweine an. Ihr lautes und dringendes Rufen nach Futter durchdrang meine Träume und erst, wenn es plötzlich in mein Bewußtsein trat, erwachte ich und wußte, was die Stunde geschlagen hatte, nämlich etwa 6 Uhr morgens. Im Winter bei eisiger Kälte war das morgendliche Ritual des Aufstehens eine wahre Bußübung, denn außer dem großen *Küppersbusch – Kohlenherd* gab es keine Heizquellen in den zwei Zimmern, die wir auf dem Bauernhof bewohnten. An den Fenstern, im fahlen Mondlicht, Eisblumen -

Meine Tante erhob sich leise und hantierte dann in der Wohnküche am Ofen, schob ein neues Brikett in die fast verlöschende Glut und setzte einen großen Wasserkessel ins Feuer. Der Herd hatte auf der oberen Platte eine Öffnung, die mit mehreren Metallringen verschlossen war. Mit einem Greifer nahm sie einige Ringe geschickt hoch, einen kurzen Augenblick sah man in die feurige Glut und Funken sprühten. Der Kupferkessel verschloß den heißen Krater und bald summte der Wasserkessel und pfiß dann immer lauter und dringlicher. Sobald das Wasser kochte - man mußte hellwach sein und den richtigen Moment abwarten.

Nach diesen vertrauten Geräuschen entschloß ich mich aufzuwachen. Aber ich war noch nicht bereit, dem Tag ins Auge zu sehen, denn ich wußte, was mich in der nächsten Stunde erwartete. Noch eine Schonfrist von wenigen Minuten und dann gab es kein Erbarmen mehr. Bibbernd vor Kälte wurde ich mit zunächst warmem Wasser gewaschen, aber sobald man das Wasser aus dem Kran benutzte – ein Kälteschock – heiliger Antonius - Gegen sechs Uhr dreißig verließen wir leise das Haus. Beim Heruntersteigen über die hölzerne Treppe, vertraute Geräusche – Herr Bremer war schon in den Ställen beim Füttern. Die Kühe rasselten mit den Ketten und die Schweine verzehren grunzend das dampfende Futter.

Draußen empfing uns dunkler Winter. Der Hund kannte uns, rührte sich nur kurz in der Hütte und seine Kette klirrte leise. Durch knirschenden Schnee ums Haus herum. Noch keine Fußspuren - wir waren die ersten. Nur verhuschte Abdrücke von Vögeln, der Hauskatze und manchmal in sehr kalten Wintern, auch von Rehen, erkannte ich im Dämmerlicht. Dann unter dem mächtigen Birnbaum hindurch über frischgefallenen Schnee und weiter durch das Tor in den feindlichen Tag.

Beim Abstieg ins Tal in der noch tiefen Dunkelheit, suchte ich den Arm meiner Tante. Wir waren ein gutes Gespann und wortlos stapften wir durch

den Schnee bei eisiger Kälte bergabwärts. Hatten wir das steile Stück bis Maiers Laden erreicht, war das Schlimmste schon vorüber. Noch ein flaches Stück geradeaus, erst auf der Brücke fühlten wir uns in Sicherheit. Die Lichter wurden mehr, und bald hatten wir die Eisenbahnüberquerung erreicht. Oft war die rotweiße Schranke heruntergelassen und wir warteten, bis der Zug mit der fauchenden Dampflok mit lautem Rattern vorüberdonnerte. Im hohen Bahnwärterhaus sah ich täglich den Wärter am Fenster stehen. Er drehte mit schweren Armbewegungen das Schwungrad, welches die Schranke nach oben fuhr. Dabei mußte er sich tief bücken und kam dann wieder aus der Versenkung hoch am Fenster vorbei. Einmal zählte ich ihn siebzehnmal am Fenster auftauchen. Nun noch rechts durch die kleine Jüttengasse, am Haus des gefürchteten Lehrers Boesner vorbei, und da lag die kleine Dorfkirche *Sankt Johann Baptist* geduckt im Dunklen vor uns.

Das Portal war geschlossen, aber eine schmale Seitentüre über ausgetretene Steinstufen führten uns durch einen zweiten Windfang in die innere Heimat. Endlich der vertraute Raum. An der Kriegergedenktafel mit den vielen Namen und am großen Taufbecken mit dem Eichengriff vorbei, erkannten wir im Dämmerlicht einiger Kerzen unseren Platz. Links vor dem ikonenhähnlichen Marienaltar ließen wir uns nieder. Der Tagesbeginn war gesichert.

Die klamme Kälte im Kirchenschiff ließ mich auf andere Ebenen flüchten, eine Schonfrist. Ich begann meine tägliche, bildnerische Übung, und vertiefte mich in die romanischen Formen. Den Altar umrundend, große Bögen mit Buchstabenschnitzereien, die vergoldet waren. Darüber die Fenster, in der gleichen Form mit geometrischen farbigen Scheiben. Ich wiederholte die klaren Formen mit den Augen und meine Hände führten unsichtbare Stifte. Dann weiter zu den Seitenaltären mit den Deckenfresken. Links oben war eine Darstellung von der Erweckung des Lazarus im Stil der Nazarener. Für Bruchteile von Sekunden stand ich neben dem Grab des erweckten Lazarus, und erschauerte ob der unglaublichen Begebenheit.

Ein einzelnes Glöckchen rief mich in die Gegenwart zurück. Der vertraute Priester trat durch die Sakristeitür und schritt, geführt von zwei Meßdienern, zum Altar. Die Messe begann.

Im alten Ritus, vom Christenvolk abgewandt, vor den Altarstufen stehend, betete der Priester laut das Stufengebet: „Zum Altare Gottes will ich treten“. Wir erhoben uns: „Zu Gott, der mich erfreut von Jugend auf“ und kurz darauf: „Confiteor Deo omnipotenti, Quia peccavi nimis cogitatione, verbo et opere: mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa - Ich bekenne Gott dem Allmächtigen, daß ich viel gesündigt habe in Gedanken, Worten und Werken: durch meine Schuld, durch meine Schuld, durch meine übergroße Schuld.

Meine Knie schmerzten, vorsichtig - nur kein Aufsehen erregen – veränderte ich die Position auf der harten Holzbank und rutschte unauffällig etwas zurück. *Übergroße Schuld*, wie ein Verhängnis schienen diese Worte über uns zu schweben, täglich, allgegenwärtig. Indulgentiam, absolutiorem

et remisiónem peccatorum nostrorum tribuat nobis omnipotens et misericors Dóminus. Amen - Nachlaß, Vergebung und Verzeihung unserer Sünden schenke uns der allmächtige und barmherzige Herr. Amen. Wenigstens das.

Meine Tante betete flüsternd und mit erhobenen, gefalteten Händen: „Dómine, exáudi oratiómem meam, Herr, erhöere mein Gebet, et clamor meus ad te véniat, und laß mein Rufen zu dir kommen“. Ich lehnte mich an die Sitzbank, nur eine Sekunde, der Schmerz drang wie ein Messer in meine Knie, und der Priester stieg die Altarstufen empor und verneigte sich - Introitus – Kýrie eléison – neunfacher Bittruf zum dreifaltigen Gott um Erbarmen – und dann das *Glória in exélsis Deo* - uralter Gesang der Engel auf dem Feld von Bethlehem – wir erhoben uns. Meine kleinen Knie entspannten sich, ich suchte die Hand meiner Tante, und wir sangen das lateinische Gloria, welches wir, durch tägliche Übung, auswendig kannten.

Credo in unum Deum - Ich glaube an den einen Gott, den allmächtigen Vater, Schöpfer des Himmels und der Erde, *aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge*, sangen wir laut. Da war sie wieder, diese seltsame Verheißung. Mein Blick ging hinauf zum Lazarusfresko – es gehört zu den sichtbaren Dingen, da war ich mir sicher. Jedoch die wunderbare Erweckung des Lazarus zum Leben? Wies sie auf die unsichtbaren Dinge hin? Wo versteckten sie sich, und wie konnte man sie finden? Ich vermutete etwas Geheimnisvolles und mit meinen acht Jahren begann ich die Suche nach diesem Unsichtbaren, und bis heute bin ich ihm auf der Spur. Die unendlichen Stunden, die ich in meiner Kindheit in sakralen Räumen verbrachte – vertraute Orte – für alle Zeiten abgespeichert.

Nach der Messe kniete meine Tante in tiefer Versenkung. Sie schien sich in einer anderen Welt aufzuhalten. Ich wartete stehend und betrachtete die Marienikone vor uns. Maria hielt das Kind auf ihrem linken Arm. Aber dieses Kind wendete sich von ihr ab und schaute nach rechts in weite Fernen. Neben Mariens Kopf schwebten zwei Engel mit Kreuzen auf goldenem Grund. Ich wußte, daß meine Tante mehrere Fehlgeburten erlitten hatte. Diese Kinder hatten die Geburten nicht überlebt. Ihr Mann hatte als Soldat in Rußland einen aussichtslosen Kampf gekämpft, galt als *vermißt* und kam schließlich nie zurück.

Wir verließen die Kirche. Ein eisiger Wind brachte uns in die Wirklichkeit zurück. Im alten Pfarrhaus wurden wir schon erwartet. Fräulein Schwarz, die Schwester des Pastors, winkte uns hinein. In der Küche saßen wir am weißen Tisch. Ich bekam heiße Milch mit Honig. Sofort rührte ich in der Milch, bloß keine Haut durfte sich bilden und dann schnell ausgetrunken. Wärme durchflutete mich und ich schaute hinauf in das Regal mit dem kupfernen, großen Wecker mit Glocke. Während die Frauen sich unterhielten, sah ich auf die Zeiger der Uhr, die sich unerbittlich und unüberhörbar mit regelmäßigem Ticken weiter bewegten. Dann Aufbruch, die Pfarrhaustreppe hinunter und durchs Dorf bis zur *Bredde-Schule*, die an der Lenne lag. Ein flüchtiger Kuß meiner Tante und ich begab mich in meinen täglichen Schulaptraum.

Das Schulhaus war im Stil der zwanziger Jahre erbaut. Die Fenster waren sehr groß und dreigeteilt, das Treppenhaus weitläufig angelegt mit breiten Treppen, begleitet von eisernen Geländern mit Holzumlauf. Immer noch es nach gewachstem Linoleum. Mein Klassenraum befand sich auf der zweiten Etage. Die Bänke, für je zwei Kinder, standen in ordentlichen, leicht ansteigenden Reihen. Auf jedem Platz befand sich ein metallenes, in den Holztisch eingelassenes Tintenfaß mit Klappdeckel und eine Rillenfurche für die Griffel aus Schiefer.

Nach dem paarweisen Aufstellen auf dem Schulhof wurden wir nach oben geführt und die tägliche, absolute Ordnung regelte alles weitere. Es gab nicht den geringsten Zweifel, welchem *Procedere* die Schüler zu folgen hatten. Wir hatten in den Bänken zu sitzen, aufrecht, und die Hände auf dem Tisch gefaltet zu halten. Herr Boesner kontrollierte die Hausaufgaben, die auf den Schiefertafeln angefertigt waren, und wenn ich an der Reihe war, vergaß ich das Atmen und rechnete jeden Augenblick mit dem Schlimmsten.

Schnelles mündliches Kopfrechnen erregte mich in höchstem Maße, denn die Antwort mußte blitzschnell erfolgen. Das Herunterrasseln der *Einmal-Eins-Reihen* konnte ich im Schlaf, aber schon leichtes Zögern hatte verhängnisvolle Folgen. Auch plötzliches Lesen oder Antworten, die ich nicht sofort parat hatte, brachten mich in größte Not. Herr Boesner nahm seinen kleinen, dünnen Bambusstock, eilte durch die Bankreihen und blieb vor dem Pult des *Missetäters* stehen. Ich wußte nun, was ich zu tun hatte: die inneren Handflächen ausstrecken und dem Schmerz entgegensehen. Er schlug mehrmals fest auf beide Hände. Ich versank in Ohnmacht – *Heilige Maria hilft immer* – diese Worte standen unter der Ikone vor unserem Platz in der alten Kirche *Sankt Johannes der Täufer*, im kleinen Dorf an der Lenne.

Der Schulhof war zweigeteilt. Doch diese Teilung war auf den ersten Blick nicht zu sehen. Es war eine unsichtbare Trennung. Auf der einen Seite spielten die Kinder der *Evangelischen*, wie sie genannt wurden, und auf der anderen Seite war der Pausenplatz für die *Katholischen* Kinder. Es war streng untersagt, Kontakt aufzunehmen. Aber die Wirklichkeit sah anders aus. Wir Kinder wußten geschickt, die Trennung zu umgehen. Nach Schulschluß gingen wir gemeinsam, *gemischt* nach Hause. Ich traf mich mit meiner evangelischen Hausgenossin und Freundin Ute vor dem Schultor und wir traten vereint den Heimweg an, den langen Aufstieg auf den Eschen. Wir bezwangen die Tücken des Weges und Ökumene praktizierten wir täglich, ohne diesen Begriff jemals gehört zu haben.

An der Lenne entlang trödelten wir auf dem Dammweg. Es kam die Stelle, wo der Fluß eine Insel in seiner Mitte umfloß. Die Lenne war hier sehr reißend. Deshalb erbauten die Bewohner des Ortes vor vielen Jahren eine Insel, die die starke Strömung zweiteilte und so den Fluß beruhigte. Der Mann meiner Tante hatte an diesem Bauwerk in jungen Jahren mitgearbeitet. Die Ränder der Insel bestanden aus Weidenflechtwerk, welches im Laufe der Jahre ausgetrieben hatte und so die Konstruktion verstärkte. Auf der kleinen Insel wuchsen nun Bäume und insgeheim

überlegte ich, wie man dorthin gelangen könnte. Ich vermutete hier den verborgenen Ort der *unsichtbaren Dinge*, von denen im *Credo* die Rede ist.

In den Sommern trafen sich die älteren Kinder nachmittags an einem bestimmten, etwas ruhigen Platz am Fluß. Um zu dieser geheimen Stelle zu gelangen, stieg ich zunächst abwärts durch die Wiesen bis zum Brockhauserweg. Dann an einer unauffälligen Stelle steil durch den Abhang unter Bäumen hinunter, bis ich das Flußufer erreichte. Nun noch ein Stück am Ufer entlang bis das hölzerne Sprungbrett zu sehen war. Im Schutz der Uferböschung beobachtete ich die älteren Schüler. Sie sprangen kopfüber vom Sprungbrett und tobten durch den Fluß, der an dieser Stelle ruhig wie ein See und auch tief war. Da ich noch nicht schwimmen konnte, hielt ich mich instinktiv von dieser Stelle fern und kämpfte mich weiter durch das Unterholz am südwestlichen Ufer entlang, bis zur Eisenbahnbrücke. Hier breitete sich die Lenne weitläufig aus. Es gab keine Untiefen, das Wasser war klar und flach. In der Mitte des Flußes gab es kleine Steininseln, Plätze der Sehnsucht. Hier verbrachte ich Stunden, umgeben von Millionen Steinen, und jeder anders. Im flachen Wasser watete ich umher, den Blick nach unten gerichtet auf die Welt der Kieselsteine, und auch hier vermutete ich den *Fundort der unsichtbaren Dinge*. Doch ich erfuhr keinerlei Hinweise. Der Weg zurück war mühsam und steil. Auch wartete eine strenge Rüge meiner Tante auf mich, da ich die verplemperte Zeit nicht erklären konnte.

Die Sommer in den westfälischen Bergen waren in den 40er Jahren meist trocken und heiß. Sobald Ende Juni in den unteren Wiesen die Gräser und Wiesenblumen in voller Blüte standen und die *gelbe Achte*, schwefelgelb mit schwarzem Rand, ein häufiger Schmetterling aus der Gattung der Gelblinge, über die Wiesen flatterte, wurde es Zeit für das erste Mähen – Klee – Luzerne – Esparsette - Gramineen - Bei zu frühem Mähen war die Heumenge geringer, da das Wachstum der Gräser noch nicht beendet war. Bei zu spätem Mähen erhielt man zwar eine größere Futtermenge, aber mit geringerem Nährwert, weil die eigentlichen Nährstoffe in die Samen gewandert waren. Eine spürbare Spannung im Hause kündigte sich an, jeder wußte, was in den folgenden Tagen und Wochen bevorstand.

Auch die Witterung hatte für die Heuernte eine besondere Bedeutung. Vermutungen, Wittervoraussagen, Warnungen und Vergleiche mit dem hundertjährigen Kalender waren auf den Höfen aktuelles Tagesgespräch. Schon uns Kindern wurde die Wichtigkeit der Wetterbeobachtung deutlich. Frühe Wettererfahrungen brannten sich in mein Gedächtnis.

Als ich nachmittags aus der Schule heraufstieg, sah ich den *Dengelblock*. Da stand er, aus dem Winterschlaf im Schuppen geholt, ein etwa 50 Zentimeter hoher Baumstumpf. Die obere Fläche war glatt von jahrelanger Benutzung. Der Hammer und der graue ovale Schleifstein, auf dem das seltsame Wort *Carborundum* eingelassen war, lagen auf der Bank. Die großen Sensen, zum Mähen der Wiesen, wurden jedes Jahr erneut auf dem Dengelblock scharf geschlagen. Oft sah ich in den Abendstunden bei dieser gefährlich aussehenden Arbeit zu, hielt mich aber mit Abstand im Hintergrund. Eine Störung dieser Konzentrationsübung war nicht ratsam.

Das große, gebogene Sensenmesser legte Herr Bremer flach auf den Holzblock und schlug dann mit dem Hammer gleichmäßig auf die Schneideseite des Messers. Dabei schob er das Sensenmesser millimeterweise weiter, sodaß ein mäßiges Verdünnen der Kanten erreicht wurde. Der fast singende Rhythmus der Hammerschläge erzeugte diesen unverwechselbaren, weit hörbaren Dangelton.

Die Abende im Juni waren lange hell und das Dangeln der Sense begleitete mich in meine Träume. Morgens standen wir beim ersten Hellwerden auf. Durchs Fenster zur Bergseite blickte ich auf die ansteigenden Felder bis an den Waldrand. Hörten die Rehe auch nur das leiseste Geräusch, eine Tür, die geschlossen wurde, oder ein Fenster, so stürzten sie in großen Sprüngen aufwärts. Sie sprangen durch die Zäune und helle Haarbüschel blieben im Stacheldraht hängen. Nachmittags holte ich mir heimlich die Rehhaare und legte eine versteckte Sammlung hinter der Kreißsäge neben dem Schuppen an, nach Farbabstufungen geordnet.

Zu den Mäharbeiten verabredeten sich die Männer der umliegenden Höfe. Es galt gegenseitige Hilfeleistung. Heute wurde hier auf dem Hof gemäht und an den nächsten Tagen auf den anderen Höfen. Sie arbeiteten wie in einer Kommune, jeder für jeden. Dieses Prinzip galt auch für die Frauen, selbst die Kinder ordneten sich in den Ablauf der Heuernte ein. Die Frauen bereiteten Picknick-Körbe und brachten sie auf die Wiesen. In den Pausen lagerten wir an den Rändern der Felder, der Schinken wurde vom Stück geschnitten und das Brot ebenso. Dazu gab es Buttermilch aus blauen Emaillekanen mit Deckel und auch starken, schwarzen Kornkaffee. Die Frauen trugen weiße Kopftücher und kleingemusterte, lange Kleider, die Männer hatten ein vierfach geknotetes Tuch gegen Hitze und Sonne auf dem Kopf. Waren wir in einem Gemälde von Breughel?

Die Mähtage begannen vor Tagesanbruch. In den Wiesen wurde eine bestimmte Aufstellung verabredet. In regelmäßigen Abständen standen die Mäher, die Sensen noch aufrecht haltend und schliffen mit dem Schleifstein in schnellen, sicheren Strichen die scharfen Kanten. Dann, auf ein Kommando, begannen alle gleichzeitig mit dem Mähen. Weites Ausholen der Sensen, die mit beiden Händen geführt wurden, und dann der große Schnitt zurück, die Früchte des Sommers fielen in endgültigen Schwaden.

Auch an Mähtagen verließen wir wie immer frühmorgens das Haus. Der schneidende Ton der Sensen blieb uns noch lange im Ohr, bis er beim Abwärtslaufen immer leiser und schließlich vom Knirschen der kantigen Steine auf dem Weg abgelöst wurde.

An Erntetagen gab es kein Bummeln und Trödeln auf dem Heimweg nach der Schule. Wir wußten, heute ist Heutag. Die Nachmittage verbrachte ich mit meiner Tante und den anderen Frauen und Kindern auf den Wiesen. Denn nun mußte *gewendet* werden. Das war vorwiegend eine Arbeit der Frauen und Kinder. Wir standen in Reihen. Mit hölzernen Rechen wurden die Grasreihen gewendet, damit das Heu trocknen konnte. Stunden vergingen, bis wir zur letzten Reihe gelangten. Die Frauen trugen weiße Kopftücher. Die Arme und Beine waren vom Gras und von Insekten zerstoichen und rot geschwollen. Der Rückweg, aufwärts über die

abgemähten Gründe, war mühsam. Mit aufgeschulterten Rechen gelangten wir abends endlich auf den Hof.

An Erntetagen aßen wir spät in Bremers Küche. Im großen Herd knisterte und knallte das Feuer und die riesige Pfanne mit Kartoffeln und Eiern ruhte in der Glut. Unter dem Herd war der Platz der Katze. Und sie verließ den warmen Ort nur, wenn der Hund hereingelassen wurde.

Alle, die beim Heuen mitgearbeitet haben, saßen um den Küchentisch, der in der Mitte des Raumes einen zentralen Platz einnahm. Wir warteten. Die Bäuerin hantierte am Herd. Die große gußeiserne Pfanne nahm sie aus der Glut und mit blitzschnellem Griff verschloß sie die Feuerstelle wieder mit den metallenen Ringen, die mit klirrendem Stakkato in ihre vorbestimmte Ordnung fielen. Die dampfende Pfanne stand nun auf der Mitte des Tisches. Schweigen breitete sich aus. Der Hausherr betete laut: „Herr, wir bitten Dich, wir danken Dir“, und wir riefen: „Segne diese Mahlzeit, Amen.“ Dann teilte er mit einem Messer das Kartoffelgericht in mehrere Sektionen und jeder wußte, welcher Anteil ihm zugeteilt war.

Das Trocknen des Heus erstreckte sich über mehrere Tage. Immer wieder mußte gewendet werden, bis schließlich das Heu auf große Hügel geschichtet wurde. Endlich, nach langen Beratungen wegen des Wetters, kam der Tag des Heueinbringens. Der Ochse und Kuh Blaß wurden vor den hölzernen Heuwagen gespannt und abwärts durch die Wiesen geführt. Das Gelände war steil und uneben. Es breitete sich eine angespannte Atmosphäre aus und erst unten auf dem Heugelände atmeten wir leichter und das Aufladen begann.

Der Bauer stand auf dem Wagen und die Bäuerin wuchtete mit großer Metallgabel mächtige Heugarben nach oben. Nachdem eine beträchtliche Höhe erreicht war, entschied sich der Bauer zur Rückfahrt. Jetzt war unsere Stunde gekommen. Ute bettelte ihren Vater mit größtem Charme an, er machte eine zustimmende Kopfbewegung und hob uns beide hinauf ins Heu. Es folgte eine halsbrecherische Fahrt aufwärts über den Schräghang. Der Bauer führte den Ochsen, die Bäuerin betete nebenherlaufend mit erhobenen Händen, meine Tante schloß sich an und wir, hoch oben auf dem Wagen, vergnügten uns in größter Verzückung.

Das Einbringen des Heus auf den Speicher unter dem Dach erforderte wieder die Mithilfe aller. Aus Sackleinen genähte, mehrere Quadratmeter große Tücher mit Bändern an den Enden wurden auf dem Hofboden ausgebreitet. Das getrocknete Heu warf man auf die Tücher, die, fest zugeknotet, ein riesiges, dickes Bündel ergaben. Mit einem Flaschenzug zog man das schwere Bündel nach oben in die Dachluke. Dabei rieselte loses Heu herunter und wir Kinder tanzten und tobten und fingen die Heualme mit den Händen auf, bevor sie den Boden erreichten. Endlich wurde das letzte Bündel geknotet und wir wußten, jetzt kommt der Höhepunkt! Herr Bremer hob uns in einen Heuballen und wir schwebten mit der Ladung nach oben, eine unbeschreibbare, beglückende Aufregung. Unter dem Dach wurden wir mit dem Heu ausgeladen, welches in bestimmte Plätze geschichtet wurde. In der Mitte des Bodens war ein Durchgang freigehalten, der zu einer Treppe nach unten führte.

An einer Stelle des Bodens war eine quadratische Öffnung, eine Art Luke mit Deckel. Und hier, an dieser Stelle waren wir immer *auf der Hut*. Wir wußten, hier befindet sich eine Heuschütte, die direkt in den Kuhstall nach unten führt. Hier oben hörte man deutlich das Klirren der Kuhketten. Täglich ließ der Bauer eine bestimmte Menge Heu nach unten gleiten. Von diesem Platz hielt ich mich absolut fern, denn durch den Schacht nach unten in den Kuhstall zu stürzen, direkt in den Futtertrog der Kühe, war beängstigend. Der Heuboden war für uns Kinder eine heimliche Zuflucht. Hier waren wir allein, aber wir konnten von oben alles überblicken und auch jedes Geräusch im Haus bestimmen. In den riesigen Grasbergen, die stufenartig aufgetürmt waren, verbrachten wir unendliche Zeiten, bis die Rufe der Frauen unüberhörbar wurden.

In den Heuboden zog sich auch jährlich die Katze in versteckte Plätze zurück, um ihre Jungen zu gebären. Wir wußten das ganz genau, nicht nur die vorbestimmte Stunde, sondern auch den verborgenen Platz. Tagelang lebten wir in Erwartung und Spannung, aber erst wenn wir das leise Miauen der Jungen hörten, wagten wir uns hinauf. Doch fast immer kamen wir zu spät! Der Bauer mußte eine dringende *Geburtenkontrolle* durchführen, damit der Hof nicht von zu vielen Katzen überschwemmt wurde. Bevor wir es noch verhindern konnten, waren die Katzenbabies ertränkt und nur eins wurde der Katzenmutter gelassen. Aber dieses Eine begrüßten wir freudig und waren entzückt.

An den Mähtagen auf Bergers Hof, nahmen wieder alle Nachbarn teil. Es folgte das gleiche Procedere wie auf Bremers Hof. Wir Kinder waren auf beiden Höfen *zu Hause*. Nach der Arbeit trafen sich alle in der großen Küche auf dem Bergerhof. Ein sehr langer Holztisch mit Bänken an den Längsseiten, stand gegenüber den kleinen Fenstern. In die tiefen Fensternischen setzte ich mich oft hinein, man hatte einen weiten Blick bis unten zur Lenne und gegenüber hinauf ins Blemketal. Hinter der Kopfseite des langen Tisches war der große Feuerofen fest eingebaut und wärmte die ganze Stube. Großvater Berger saß dort im Schaukelstuhl und rauchte seine Meerschaumpfeife. Ich sah ihn oft an, aber er sprach nicht.

Hinter dem großen Ofen befand sich links eine kurze Treppe, die zu einer Türe und zur Milchammer, zwischen Wohnküche und Stall gelegen, führte. Hier wurde die Milch verarbeitet und nachmittags reinigte man hier die großen, leeren Milchkannen und brachte sie dann zum Trocknen draußen auf den Hof. In der Milchammer befand sich eine Milchzentrifuge, die in kurzer Zeit frischgewonnene Kuhmilch vom Fett trennen konnte, sodaß fettarme Milch und Sahne entstand. Das singende Geräusch, daß bei dieser Prozedur erklang, war mir sehr vertraut, den auch auf Bremers Hof gab es eine Milchammer mit einer Zentrifuge. Ute und ich wußten, was mit der gewonnenen Sahne geschah. Großmutter Bremer, eine stattliche Frau, goß die Sahne in ein längliches Holzfaß – das Butterfaß - und zog damit auf die Holzbank im Hof um *das Buttern* zu starten. Sie setzte sich, stellte das Faß auf und begann mit dem seitlichen Schwengel zu drehen um so den Rahm in Bewegung zu setzen. Das war für uns ein wichtiges Signal! Wir rannten in die Küche, griffen unsere Emailletassen und sausten wieder

zur Großmutter nach draußen. Nun galt es, sich in Geduld zu üben. Ab und zu öffnete sie das Faß und schaute hinein, verschloß es aber gleich wieder. Endlich, wurde unsere Geduld belohnt. Aus der Sahne war frische Butter geworden, umgeben von echter Buttermilch. Die Tassen wurden gefüllt. Wir tranken und zählten die kleinen Butterkugeln, die in der Buttermilch umherschwammen. Großmutter Bremer schabte nun die Butter aus dem Holzfaß und füllte sie in eine Blaukeramischüssel, welche mit einem genau passenden Holzdeckel verschlossen wurde.

Im Monat Mai, meinem Geburtstagsmonat, wartete ich sehnsüchtig auf die Briefträgerin. Trotz der Kriegswirren schickten meine Eltern mir ein Geschenk. Im Päckchen entdeckte ich neue Buntstifte, ein kostbarer Schatz, denn tägliches Zeichnen und Malen war schon früh eine Notwendigkeit für mich. In den Kriegsjahren waren Papier und Stifte ja Mangelware. Das Kunstmachen begann bei mir schon in frühen Jahren. Kein Stift und kein Fetzen Papier waren vor mir sicher. Das, was ich sah, formte ich um auf Papier, auf meine Schiefertafel und vor allem auf den Hofboden. Aus dem festgetretenem Lehm war im Laufe der Jahre eine glatte Ebene geworden. Jeden Samstag wurde der Hof mit einem großen Reisigbesen gekehrt. Mit gefundenen Naturmaterialien, mit Stöcken und Steinen ritzen wir weitläufige Zeichnungen und Markierungen hinein. Das waren unsere liebsten Tätigkeiten. Unsere Augen waren ständig unterwegs, wir hatten ein Bildgedächtnis und speicherten unsere Erkenntnisse durch Zeichnen und Ritzen. So schafften wir uns eine neue Wirklichkeit. Mit Schauen, Beobachten, Finden, Zeichnen und Ritzen waren wir täglich glücklich beschäftigt. Wir hatten in den frühen Jahren unserer Kindheit den *absorbent mind*, den *absorbierenden Geist*, wie Maria Montessori (1870-1950) es schon im 19. Jahrhundert nannte. Das ist die Entwicklung vom Unbewußten zum Bewußten. Alle Kinder erleben dies, wenn sie nicht von der Erwachsenenwelt daran gehindert werden.

Der Monat Mai hatte noch aus einem anderen Grund eine aufregende Bedeutung für uns Kinder, nämlich die *Maikäferzeit!* Im Wald lebten sie auf den Eichen und Buchen. In einigen Jahren waren sie so zahlreich, die Erwachsenen sprachen von einer Plage. Es genügte, einen kleinen Baum zu schütteln, und schon prasselten die großen Käfer zu Boden. Wir waren begeisterte Maikäfersammler. Mit leeren Zigarrenkisten, in die wir Luftlöcher gebohrt hatten, liefen wir in den Wald und legten die Käfer hinein. Als Nahrung bekamen sie Eichen-und Buchenblätter. Beim Zurücklaufen auf den Hof sangen wir das alte, eigentlich traurige Volkslied

*Maikäfer flieg,
der Vater ist im Krieg,
die Mutter ist im Pommerland,
Pommerland ist abgebrannt...*

Unten angekommen, sortierten wir die Käfer nach bestimmten Merkmalen, denn die Maikäfer waren eine begehrte Tauschware, und in den Schulpausen betrieben wir einen schwunghaften Handel. Mich faszinierte

auch das grafische Muster, welches die Käfer an den äußeren Unterseiten aufgezeichnet hatten. Sechs oder sieben weiße, leuchtende, gebogene Winkel, lagen in einer Reihe nebeneinander. Den Käfern gaben wir unterschiedliche Namen, die den Tauschwert bestimmten. Der *Kaiser* hatte einen rötlichen Kopf und einen rötlichen Brustschild, und da er sehr selten gefunden wurde, hatte er den höchsten Tauschwert. Der *Müller* war mehlig weiß behaart, wir tauschten drei Müller gegen einen Kaiser. Der *Schornsteinfeger* dagegen war sehr dunkelbraun mit wenig Behaarung. Der *Bauer* war eher unauffällig, aber da er sehr zahlreich gefunden wurde, behielten wir nur wenige von ihnen, denn sie hatten keinen hohen Tauschwert. Wir verfütterten die Bauern an die Hühner. Die Erwachsenen sahen das gern, denn die Chitinhülle der Käfer enthielt Proteine und den gelegten Eiern kam das zugute. Auch waren Maikäferplagen in einigen Jahren so stark, daß die Bäume, auch Obstbäume, kahlgefressen wurden. Die Landwirte förderten deshalb die Ausrottung der gefräßigen Chitinritter. Je länger wir im Maikäfergeschäft handelten, umso sicherer wurden wir in der Klassifizierung der Käfer. Die Männchen erkannten wir an den etwas größeren Fühlern mit sieben Plättchen, die Weibchen hatten dagegen nur sechs.

Aus heutiger Sicht bin ich frustriert über diese fast tierquälerische Praxis in der damaligen Zeit. Umweltschutz, auch Tierschutz war in den vierziger/fünfziger Jahren noch kein Thema. Man handelte ausschließlich nach Bedarf und Nützlichkeit. Aber wir lebten intensiv in und mit der Natur und hatten schon als Kinder ein großes Wissen über Tiere, Pflanzen, Himmelsrichtungen, Jahreszeiten und Wettererscheinungen.

Jährlich im Herbst stand das Ereignis des *Schlachtages* bevor. Ein Metzgermeister wurde bestellt und übernahm die blutige Tat, die in der sogenannten *Waschküche* stattfand. Die Waschküche gab es damals in fast jedem Haus. Dort wurde einmal im Monat die Wäsche im großen Waschfaß, das auf dem gemauerten Ofen stand, im Seifenwasser gekocht. Kleinere Teile rubbelte man mit den Händen auf einem metallenen *Waschbrett*. In mehreren, anstrengenden Arbeitsgängen spülte man die Wäscheteile in großen Wasserbecken. Jedes Wäscheteil drehte man durch eine mechanische Wringmaschine, die das meiste Wasser entfernte. Der Boden der Waschküche war mit Wasser überflutet und die Frauen standen den ganzen Tag darin. In großen Weidekörben brachten sie die Wäscheteile nach draußen. Die kleineren Wäscheteile hängte man auf Wäscheleinen. Die Bettwäsche brachten sie auf die Bleichwiese und breiteten sie flach aus. Am Nachmittag bekamen wir Kinder unsere Aufgabe: 1. Hatten wir dafür zu sorgen, daß die frei herumlaufenden Hühner nicht über die Wäsche liefen und Laufspuren ihrer Hühnerfüße auf den Bettüchern hinterließen. 2. Mußten wir mit Gießkannen voller Wasser die Bettwäsche ständig begießen, damit das Sonnenlicht die Wäsche während des Trocknens bleichte. Deshalb der Name *Bleichwiese*. Diese sogenannten Waschtage wurden im Kalender eingetragen, es wurde vorgekocht und die Frauen begannen in aller Herrgottsfrühe diese schwere Arbeit. Abends waren sie sehr erschöpft. Der nächste Tag war der

Bügeltag. Alle Teile wurden mit der Hand gebügelt. Die Bettwäsche gab man am nächsten Morgen Herrn Berger mit auf den Weg ins Dorf. Er lieferte sie in der Heißmangel der Schwestern Schwertpaul, gegenüber der alten Kirche ab. Wieder auf dem Eschen, sortierte Katharina die Wäscheteile, mit farbigen Bändern markiert, in den Kleiderschrank.

Der Schlachttag im Herbst in der Waschküche war für mich immer sehr aufregend. Ich hielt mir, oben in der Küche sitzend, die Ohren zu, wenn ich den lauten Knall des *Bolzenschußgerätes* hörte. Danach folgte geschäftiges Hin- und Herlaufen und der Geruch von gekochtem Blut – Blutwurst - zog durchs Haus. Ich traute mich aber den ganzen Tag nicht hinunter. Erst am nächsten Morgen, wenn wir früh ins Dorf hinuntergingen, erspähte ich durch die geöffnete Waschküchentüre das *Schwein auf der Leiter*. Es hing dort völlig geöffnet zum Ausbluten. Beim ersten Schlachttag, den ich erlebte, war ich geschockt. Im nächsten Jahr wußte ich, was bevorstand und sah das ganze Spektakel als willkommene Tat zur Nahrungsbeschaffung, die in den Kriegsjahren eine schwierige Lebensnotwendigkeit war. Die örtlichen Kriegsverwaltungen prüften das Schlachtgeschehen genau und befahlen bestimmte Fleischabgaben, die zu leisten waren.

Den Ausdruck *Schweinchen auf der Leiter* verarbeiteten die Kinder in diesen Jahren auch in verschiedenen Spielen. Zum Beispiel im *Fadenspiel*. Jedes Kind hatte einen geschlossenen Woll- oder Kordelfaden, etwa 1m lang, in der Schul- oder Schürzentasche. In den Schulpausen wickelte sich das erste Kind die geschlossene Kordel um die Hände, das zweite Kind griff geschickt hinein und übernahm den Faden in die eigenen Hände. Es entstanden bei jedem Wechsel des Fadens neue, symmetrische Figuren mit der Endlosschleife zu zweit. Eine Figur, aus bestimmten Griffen, war das *Schweinchen auf der Leiter*. Andere Figuren hießen *Krone, Adler, Komet* und *Haus vom Nikolaus* und noch viele mehr. Man konnte das Fadenspiel auch allein spielen. Dann brachte man den Endlosfaden geschickt von der rechten Hand auf die linke Hand. Für diese Fadenspiele übten wir wochenlang und brachten es fast zur Meisterschaft. In den Schulpausen gab es regelrechte Wettspiele. Wer konnte die schwierigsten Figuren ohne Fehler greifen und wer hielt am längsten durch? Heute weiß ich, daß dieses Spiel sehr gut die Feinmotorik unserer jungen Hände und eine schnelle Auffassungsgabe trainierten.

In den Sommerferien, die mir unendlich erschienen, gab es bestimmte Tätigkeiten, die auf den Winter vorbereiteten. Frühmorgens verkündete meine Tante: „Wir gehen in den *Berch*, in die Himbeeren, hinten in die „*Wallachei*.“ Zuerst am Tannenwäldchen vorbei. Danach über einen holprigen Weg zwischen Weidegründen. Der Weg zeigte die tiefen Wagenspuren von Bergers Milchwagen, der täglich von zwei Pferden gezogen wurde. Zur rechten Seite stiegen die Weidegebiete leicht an, man sah bis an den Waldrand und ansteigend bis zum nördlichen Bergkamm des Saley.

Am großen Hof schlichen wir uns möglichst unauffällig vorbei, denn die Hoffunde verstanden keinen Spaß. Meist lauerten sie uns am vorderen Gebäude auf, welches als Unterstand für Erntefahrzeuge diente. Hier stand

auch ein riesiger Schlitten mit geschwungenen Kufen und einer hölzernen Deichsel für die Pferde. Der Schlitten hatte gepolsterte Ledersitze, eine verschließbare Tür, und im Sommer kletterten wir manchmal heimlich hinein. Nach Bergers Hof gab es nur noch Wald, hier wohnte niemand mehr. Durch einen düsteren Hohlweg im Wald wagten wir uns immer tiefer in den Berg. Bald lag ein steiler Hang vor uns. Hier wuchsen die wilden Himbeeren und warteten dunkelrot und schwer von Süße auf die Ernte. Wir stiegen hinauf in die Wildnis. Ich bekam einen kleinen Emailleimer und meine Tante trug einen größeren. Systematisch durchkämmten wir das steile Gelände und hatten Mühe, das Gleichgewicht zu halten und die kostbaren Früchte nicht zu verlieren. Dazu das Summen von Millionen Insekten in gleißender Mittagsonne. Wir sangen zweistimmig und der Berg wiederholte unsere Lieder.

Zerkratzt von Dornen und mit Mückenstichen übersät, traten wir spät den Heimweg an. Die Stimmen des Waldes, der Hall unserer Schritte auf dem steinigen Weg und aufflatternde Fledermäuse machten mich atemlos. Aber meine Tante hielt meine Hand fest.

Endlich kam Bergers Hof in Sicht und in der Dunkelheit erkannten wir das langgestreckte Dach des Haupthauses. Nun noch an Scheune und den Geräteplätzen vorbei. Die Hunde schlugen kurz an, das Vieh in den Ställen rasselte mit den Ketten und eine Katze, die zur Jagd unterwegs war, querte unseren Weg. Der Blick weitete sich und der holprige Verbindungsweg lag vor uns. Und dann sah ich den Mond. Wie eine riesige Laterne hing er über den Birken, tief, fast die Bäume berührend, unendlich groß und sehr nah. Ich versuchte das *Gesicht des Mondes* zu erkennen, denn es hieß, *der Mann im Mond* zeige sich nur bei Vollmond. Der Spitzwegerich zwischen den Steinen und den tiefen Wagenspuren rührte sich nicht. Ich drängte mich noch näher an meine Tante. Heimlich blickte ich zurück. Es schien so, als folgte uns der Mann im Mond.

Aus den süßen Himbeeren wurde Saft gemacht, welcher, versiegelt und mit Etikett versehen, im Keller auf den Regalen neben anderen Köstlichkeiten bis zum Winter ausharrte. Das Schicksal der schwarzblauen Waldbeeren, die gleich oberhalb des Hofes in den Anhöhen wuchsen, war schneller besiegelt. Wir liefen mit unseren Emailletassen in den Berg und versanken in den Beerensträuchern. Die kleinen elliptischen Blättchen der Waldbeeren changierten vom dunkelsten Grün bis zu rötlichen, kupferfarbigen Tönen und verbargen die schwarzen Beeren, die mit einer stumpfen Schutzschicht überzogen waren. Berührte man die Beeren, so sah man die Abdrücke des Berührens und es entstand eine dunkle, glatte, glänzende Fläche, blauschwarz. Zunächst aßen wir uns satt und liefen dann mit gefülltem Becher abwärts, im Laufschrift den Waldweg hinunter. Meine Tante hatte inzwischen den *Pfannkukenteich*/Pfannkuchenteig angerührt, die Pfanne zischte in der Glut und der Duft von Waldbeerpfannkuchen durchzog das Haus.

Mein Emaillebecher war blau, mit einem kleinen weißen Hündchen, das um den Becher rannte. Das Hündchen trug ein rotes Halsband. Morgens gab es warme Milch aus diesem Becher. Trödelte ich beim Frühstück, überzog

sich die Milch mit einer weißen Haut. Zum Glück zeigte meine Tante immer Einsicht, die Haut wurde entfernt und mit geschlossenen Augen stürzte ich dieses widerliche Getränk hinunter. Eine weitere Hürde des Tagesbeginns war bezwungen.

So gingen die Jahre dahin. Klirrend kalten Wintern mit tagelangem dichten Schneetreiben, Eisblumen an den Fenstern und dem zugefrorenen Fluß, folgten die heißen Sommer mit unendlich langen, hellen Tagen - *wahne lang hell* - die wir in Wiesen und Wäldern verbrachten, ungezählte Stunden des Glücks. Auch die dichten Wälder, oberhalb des Hofes, waren für uns Kinder ein tägliches Refugium, Rückzugsorte. Hier kannten wir jeden Baum, jede Senke, jede Erhöhung, die steinigen Hohlwege und die Waldlichtungen, die von den Rehen in schnellen Sprüngen überquert wurden. Wir sahen ihre regelmäßigen Spuren, die beim Wildwechsel im Boden Markierungen speicherten. Wir wußten, wo die heimlichen Standorte der Steinpilze im dichten Unterholz auf Entdeckung warteten, wir kannten die flachen Ruheplätze der Hasen in den Niederungen, wir wußten genau, wo das Territorium der Waldameisen lag. Wir hielten inne und stellten täglich Veränderungen auf dem großen Hügel fest – *Lasius niger* – sie kennen ihr Ziel genau und wissen wo es liegt. Um die Fuchshöhlen machten wir einen großen Bogen, denn einmal erschreckte uns ein fauchender, roter Fuchs, als wir an seinem Bau vorübersprangen. Von unseren Beobachtungsposten in den Astgabeln bestimmter Bäume verfolgten wir das Kreisen der Bussarde, wenn sie zum weiten Flug übers Tal starteten. Und die Rüttelfalken schwebten sekundenlang flügelschlagend auf der Stelle, um dann ganz plötzlich im steilen Senkflug nach unten zu stürzen.

Oberhalb des Hauses lag ein steiniger Acker, der jährlich bestellt wurde. Meist mit Kartoffeln oder Getreide. Im Herbst nach der Kartoffelernte, sammelten wir die kleinen, übersehenen Kartoffeln, um sie über dem Kartoffelfeuer zu garen. Die getrockneten Kartoffelstrünke verbrannten mit Knacken und Zischen und wir hielten die kleinen Kartoffelstecken in die Glut. Dabei mußte man sehr aufpassen, daß man die Kartoffel nicht direkt in die Flammen hielt, sondern nur in die tiefe Glut. Der Geruch und Geschmack der Feuerkartoffeln mit der geschwärzten Schale ist mir noch heute unvergeßlich. Auf dem abgeernteten Feld mußten wir die groben Steine nach Regentagen auflesen und am Feldrand auf einen Steinhaufen sichten. Im Laufe der Jahre gewann der Steinhügel an Höhe. Im Sommer siedelten sich dort kleine Schlangen an. Oft beobachtete ich, wie sie sich an warmen Tagen auf den erwärmten Steinen sonnten.

Einmal wurde ein Schulausflug zum *Schwattenberch/Schwarzenberg* unternommen. Da unser kleiner Ort auch nur eine kleine Schule hatte, nahmen mehrere Klassen am *Wandertag* teil. Der Schwarzenberg ist der Heimatberg der Plettenberger. Jedes Kind im Dorf kennt ihn, denn er gehört seit Jahrhunderten zur Heimatgeschichte des Ortes. Im vierzehnten Jahrhundert hatten die Grafen der *Sauerländischen Mark* dort oben ihre große Burg. Sie galt als Demonstration ihrer Macht gegen die Ansprüche der Kölner Erzbischöfe und auch gegen die Grafen von Arnsberg. Die

imposante Höhenburg war jahrhundertlang stark umkämpft, bis sie um 1513 in den Besitz der Grafen von Plettenberg gelangte. Der Name *Plettenberg*, vielleicht von *platt am Berg*, oder vom *Plattberg 548m* hoch, oder von *Pletternbrath* aus dem 11. Jahrhundert? Wer weiß es? Nach einem Blitzeinschlag brannte die alte Burg 1864 ab. Die Reste der Ruinen überdauern seitdem in der Einsamkeit der Wälder. Selten verschlug es in den vierziger Jahren Besucher oben auf den Schwarzenberg. Nur einige Schulklassen lärmten in den Sommern hinauf. So erreichten wir Kinder im Frühsommer 1943 das Plateau vor der Ruine. Eine Steinbank – *Engelbertstuhl* genannt – jeder wollte einmal darauf sitzen, denn von hier aus, vom Gipfel des Schwarzenberges, sollte Graf Engelbert III. den Blick ins *Land der tausend Berge* genossen haben: auf die Lenne, mit den alten Orten, umgeben von Bergen, bis weit hinein ins *Kurkölnische Sauerland*. Zweimal im Jahr unternahm ich mit meiner Tante und mit Fräulein Schwarz eine lange Wanderung, fast könnte man diese schon als Pilgerung bezeichnen, denn es war ein sehr weiter Weg, immer bergauf. Die beiden Frauen wollten zur Beichte nach *Affeln* und sich in der dortigen *St. Lambertuskirche* von ihren *Sünden* befreien lassen. Der weite, beschwerliche Weg könnte auch eine Bußübung gewesen sein. Morgens starteten wir nach der Messe über die *Grabenstrasse* aufwärts. Links an den Hängen des Hembergs führte die Straße immer höher an Höfen und Feldern vorbei. Dann durch dichten Wald, der Weg schien kein Ende zu nehmen. Nach Stunden erreichten wir eine Straßengabelung – Birnbaum – und bald die flache Hochebene, die ehemalige *Freiheit Affeln*, auf der das kleine Affeln seit Jahrhunderten besteht. Von weitem schon sahen wir den mächtigen, quadratischen Kirchturm, mit seiner seltsamen Kuppel, eine sogenannte *Welsche Haube*, damals mit Schieferplatten bedeckt. Diese alte *Pfarrei St. Lambertus* ist schon seit dem 13. Jahrhundert bezeugt. Sie gehörte früher zur Erzdiözese Köln, zum *Kurkölnischen Sauerland*. Der heilige Lambertus wurde in Maastricht geboren und war viele Jahre Bischof von Lüttich. Dort wurde er 705 ermordet. Seit dem 10. Jahrhundert wird er als Märtyrer in vielen Kirchen verehrt. Ob es in Affeln eine Reliquie von Lambertus gibt? Der Reliquienkult, der ganz profan und geschäftstüchtig betrieben wurde, nahm im Mittelalter groteske Formen an. Mit jedem noch so kleinen Splitter eines Heiligen wurde gehandelt, und die Kirchen kauften, tauschten und stahlen sogar gegenseitig die vermeintlichen Reliquien. Der fromme Diebstahl wurde selbstverständlich toleriert. Der Besitz eines noch so kleinen Teils eines Heiligen, oder sogar eine *Berührungsreliquie* - das ist ein Gegenstand, den der Heilige zu seinen Lebzeiten getragen hat - konnte die wirtschaftliche Bedeutung eines Ortes steigern. Denn hatte sich der *Neuerwerb* einer Reliquie eines bekannten Heiligen erst einmal herumgesprochen, begannen die gläubigen Menschen des Mittelalters mit Wallfahrten zur *wundertätigen Reliquie*. Die Pilger brachten Wohlstand in den jeweiligen Ort. Auch erhofften sie mit der Verehrung der Reliquie ihr Seelenheil abzusichern, hatten sie doch auf dem Tympanon ihrer Kirche, und der meisten Kirchen zu jener Zeit, in Stein gehauen die Weltgerichtsdarstellung, mit Schauern erblickt. Diese

Vorstellung vom *Jüngsten Gericht*, war entstanden in einer Zeit, als die Angst vor der höllischen Verdammnis durchaus real und sehr intensiv war. In den Weltgerichtsdarstellungen sahen die mittelalterlichen Menschen Schuld und Strafe, Auferstehung und Ewigkeit, für diejenigen lesbar, die nie lesen gelernt hatten. So wurde ihnen klargemacht, was sie am Ende ihrer Tage erwarten könnten.

Zurück zur Wallfahrt der Plettenberger Frauen. Wir betraten die alte Halle. Die Frauen bekreuzigten sich mit Weihwasser, und wir saßen lange in der kühlen Stille. Ich sah im Nebenchorraum auf ein Bild. Die Anbetung der Heiligen Drei Könige war deutlich zu erkennen. Ich kannte, durch den regelmäßigen Religionsunterricht, die Legende ganz genau. Die Verehrung der Hl. Drei Könige ist schon seit frühen Jahrhunderten nicht nur im Kölner Raum verbreitet. Das Bild könnte vielleicht ein Hinweis darauf sein, daß die Pfarrei in Affeln früher zur Erzdiözese Köln gehörte, zum Kurkölnischen Sauerland. Während die beiden Frauen beteten und beichteten – ein Priester war inzwischen benachrichtigt worden und verschwand im Beichtstuhl – ging ich leise in der Halle umher. Ein großes Holzkreuz trug einen Christus, ganz aus grobem Holz. Seine Hände und Füße waren mit vier Nägeln durchbohrt. Die Darstellung des leidenden und sterbenden Christus war mir seit Kindertagen sehr vertraut, aber dieser Christus war anders. Er schien sein Leiden überwunden, mit leicht geöffnetem Mund sah er über mich hinweg, schweigend in die Ferne. Heute weiß ich, daß es ein kostbares *Romanisches Kruzifix* ist, das noch vor 1200 entstanden sein könnte.

Tante Katharina und Fräulein Schwarz winkten mir zu, und wir verließen die Kirche. Auf der Dorfstrasse lag gegenüber ein Gasthof. Wir kehrten ein. Die Wirtin schien Fräulein Schwarz zu kennen. Die Frauen unterhielten sich während wir aßen. Dann Aufbruch und der weite Rückweg lag vor uns. Jetzt ging es abwärts, wir gingen schnell, eine frohe Stimmung breitete sich aus. Als wir den Wald erreichten, sangen wir laut: „*Meine Seele auf und singe...*“

Unten in Eiringhausen angekommen, kauften wir noch ein Brot in der *Bäckerei Bald* und traten dann den Aufstieg auf den Eschen an. Von dieser anstrengenden Tour kam ich mit wunden Füßen zurück. Abends verpackte Tante Katharina meine Füße unter einem Buttermilchumschlag, den ich die ganze Nacht trug. In den Kriegszeiten waren kaum noch neue Schuhe zu bekommen. Besonders die schnellwachsenden Kinder litten mangels ordentlicher Schuhe und liefen deshalb oft barfuß. Als Ersatz für Schuhe, trugen die Kinder im Sommer die sogenannten *Kläpperchen*. Das waren selbstgefertigte Sandalen. Unten eine kräftige Holzsohle, die zweigeteilt war mit angenagelten Riemen aus Leder oder Gurtband. Eine grobe Schnalle hielt das Ganze zusammen. Meist scheuerten die Riemen auf der Haut und beim Laufen gerieten die Fußsohlen oft in die Spalte zwischen den Holzteilen. Laut klapperten die *Kläpperchen* beim Laufen. Ich hatte nur ein Paar hohe Lederschuhe, die nur an kalten Tagen zum Einsatz kamen.

Die Winter in den vierziger Jahren waren kalt und schneereich. Das tägliche Abwärtslaufen ins Dorf war schwierig, denn der Schnee verdeckte die

Steine, die zahlreich im Weg lagen. Oft stürzte ich und stolperte dann weiter hinunter. Mittags stapften wir müde wieder hinauf. Aber am Spätnachmittag – die Hausaufgaben waren geschafft - war die Müdigkeit wie weggeblasen, denn es stand uns ein großes Abenteuer bevor. Ohne Verabredung trafen sich einige Kinder vorm Hoftor. Alle hatten ihre Schlitten dabei. Ein etwas dicklicher Junge - sein Name ist mir entfallen - aber seine autoritären Führungsqualitäten sind mir noch genau präsent. Er gab das Kommando: Anbinden! Wir banden mehrere Schlitten aneinander. Der Anführer legte sich bäuchlings auf den ersten Schlitten. Er hatte die wichtigste Position, das Lenken. Alle akzeptierten die Aufstellung, setzten sich auf die folgenden Schlitten, und mit einem Begeigerungsschrei starteten wir abwärts.

Es ging über Stock und Stein, schnell und schneller in rasender Fahrt bis zu den ersten Häusern. Der Weg wurde für einige hundert Meter etwas flacher, aber dann kam die Abzweigung nach unten in Richtung *Brockhauser Weg*, ein steiles Stück! Wir bremsten mit den Hacken der Schuhe, der Schnee stob auf. Unten, vor Maiers Laden brüllten wir vor Lebensfreude. Dann über den flachen Brockhauser Weg immer weiter in Richtung Dorf. Eine letzte Aufregung stand bevor! Rechts abbiegen durch eine steile Schlucht, mit vielen dicken Steinen. Eine Frau kam uns entgegen, geschickt wichen wir aus, sie bekreuzigte sich. Angekommen, unten am rückwärtigen Hofplatz des Gasthofs an der Lenne, sprangen wir von den Schlitten und mit viel Gelärme knüpften wir sie wieder auseinander.

Beim Rückweg aufwärts zog jeder seinen eigenen Schlitten, wir rannten fast den Berg hinauf, Energie pur! Keine Spur von Müdigkeit! Wir waren unbesiegbar! Und vor Bremers weißem Tor angekommen, nahmen wir zum zweiten Mal Aufstellung und bildeten sofort ein neues Gespann. Ein Pfiff des Anführers – und das ganze Abenteuer noch einmal – jedoch nach dem zweiten Aufstieg zurück, sah ich schon von weitem meine Tante am Tor warten. Die Dämmerung legte sich leise über den Berg, Zeit zur Heimkehr.

Oben in Katharinas Küche flackerte das Feuer im Herd. Die schneenassen Sachen wurden ausgezogen und über dem Herd zum Trocknen aufgehängt. Damals trugen die Kinder im Winter sogenannte *Trainingshosen* aus dickem, angerauhtem Baumwollstoff. Im unteren Beinabschluß, durch ein Gummiband zusammengehalten, bildeten sich Falten, Schnee und Eisstückchen lagen dazwischen. Ich saß dick in Decken gepackt auf dem Kanapee und schaute auf die tropfenden Eiskugeln. Mit einem Zisch verdampften sie auf der heißen Herdplatte. Meine Tante legte ein neues Brikett in die fauchende Glut und schloß klirrend die Ofentür.

Im Frühjahr 1944, kurz vor meinem 9. Geburtstag, kündigte sich ein für mich großes Ereignis an. Seit Jahren wurden wir im Religionsunterricht, welcher nicht in der Schule, sondern in der Kirche regelmäßig erteilt wurde, auf die *Erste Heilige Kommunion* vorbereitet. Der Unterricht wurde sehr streng geführt, es mußte viel aus Bibel und Katechismus auswendig gelernt werden. Es galt das Prinzip: Frage und sofortige, unmißverständliche Antwort oder ein drohender Tadel. Am meisten aber liebte ich die

Bibellesungen. Die aufregenden Geschichten, besonders aus dem Alten Testament, las ich mit Begeisterung, sie schienen aus einer anderen Welt zu sein. Oft schlich ich mich abends nach unten in Bremers Küche. Nach dem Abendessen las Herr Bremer, am Tisch sitzend, aus einer großen Bibel, die auf einem hölzernen Podest aufgeschlagen lag, laut vor. Zwei farbige Seidenbänder markierten die tägliche Lesung. Ute und ich rührten uns nicht und vergaßen oft das Atmen ob der rätselhaften Texte.

Das damals übliche autoritäre Erziehungssystem galt nicht nur an den Schulen, sondern auch für den Religionsunterricht der Kirchen und natürlich auch in den Familien. Es kam keinem Kind in den Sinn, sich darüber zu beschweren. Fast fühlten wir Kinder uns wohl in den zwar eng gesetzten Grenzen, aber auch interessanten Anforderungen. Wir wußten zu jeder Stunde des Tages und an jedem Tag des Jahres, welche Tätigkeiten und Aufgaben zu erfüllen waren. Langeweile war uns nicht bekannt. Jeder Tag brachte neue Abenteuer.

In freien Zeiten versanken wir in der Natur, unsere Spielzeuge waren Erde, Pflanzen und Steine. Im Frühsommer zog es uns zu den Quellwasserläufen, die sich in den abfallenden Wiesen unterhalb des Hofes im tiefen Gras ihren Weg suchten. An den oft vom Wasser überfluteten Rändern wuchs die tiefgelbe *Cáltha palústris*, Sumpfdotterblume, mit glänzenden nierenförmigen Blättern. Auch die Standorte der *Prímula véris*, Wiesenschlüsselblume mit goldgelben Blütenglocken kannten wir genau. Nahe bei den Quellen hatten sich grünbraun gescheckte Frösche angesiedelt. Die Winzlinge ließen wir auf unsere Hände springen, eine kühle, leichte, sekundenschnelle Berührung und schon verschwanden sie mit plötzlichem Sprung im Dunkelgrün des Grases. An heißen Tagen liefen wir aufwärts in den Hangwald, knieten in den Waldbeeren, kletterten auf Bäume. Es gab keine Wünsche mehr.

Einige Wochen vor Ostern reiste die Schwester meiner Tante an. Sie hieß Fine und war Schneiderin. Tante Fine kannte ich gut von unseren Besuchen im kleinen Dorf *Neuenkleusheim bei Olpe*, wo ihr Elternhof seit Jahrhunderten am gleichen Platz lag. Jährlich im Herbst wurden wir zu den *Schlachttagen* eingeladen. Eine wichtige Reise, denn wir kehrten mit Würsten und Speck zurück, eine willkommene Ergänzung unserer kargen Kriegsernährung.

Jedoch hatten wir nicht mit den Hausmäusen gerechnet, die sich ihren Anteil mit Spürsinn holten. Mehrere harte kleine Mettwürste, die wir von den *Schlachtreisen* mitgebracht hatten, hing meine Tante hinter den Spiegel im Schlafzimmer, als Notproviant für den Winter. Dieser Spiegel bestand aus drei Teilen, die auf einer Kommode befestigt waren. Die beiden äußeren Teile des Spiegels konnte man beweglich nach innen klappen. So war es möglich, daß sich der Betrachter auch seitlich und sogar von hinten sehen konnte. Ein faszinierendes Phänomen. Hatte dies etwas mit den *sichtbaren und unsichtbaren Dingen* zu tun? Jedenfalls hantierte ich oft mit den Spiegeln, machte Versuche mit den Entfernungen und den Hintergründen. Eines Tages entdeckte ich leere Wurststellen auf der Rückseite der Spiegel.

Durchsichtig und zart bewegten sie sich ohne Wurst. Mäuse wohnten in Bremers Haus auf dem Dachboden im Heu, und die Katzen sorgten dafür, daß sie nicht zu zahlreich wurden. Aber in die Wohnräume wagten sie sich eigentlich nicht. Meine Tante war entsetzt!

Tante Fine war von meinen Eltern beauftragt worden, mein *Kommunionkleid* zu nähen. Dazu gehörten zunächst umfangreiche Vorbereitungen. Die sogenannte *versenkbare Nähmaschine*, welche ein absolutes Muß zur *Aussteuer* jeder guten Hausfrau in den vierziger Jahren gehörte, wurde aus ihrer Eichenholzversenkung gehoben. Auf schwarzlackiertem Metall war in goldener Schrift das Wort *SINGER* eingelassen. Tante Fine holte auch den ledernen Treibriemen aus der Versenkung. Mit schnellem Griff streifte sie ihn über das kleine obere Schwungrad und mit angespannter Hand auch über das große untere Rad. Dieses war wiederum mit dem Fußtritt verbunden, welcher die Maschine antrieb.

An einem noch kalten Tag im März 1944, stieg ich zur Nachmittagszeit nach der Schule den Berg hinauf. Ich wußte, heute heißt es Maßnahmen! Tante Fine setzte eine ernsthafte Miene auf: „Steh still!“ Das verblichene Metermaß lag auf meiner Schulter. „10“ murmelte sie und schrieb diese Zahl in ein kleines Schulheft. Dann beugte sie mit einer festen Handbewegung meinen Arm, um ihn sogleich zu messen. „Zappel nicht“. Es folgten Rückenbreite, oberer Umfang und die ganze Länge des Kleides. Sogar mein unterer Armumfang wurde gemessen und murmelnd ins Heft eingetragen. Dieses Kleid mußte wohl eine herausragende Bedeutung haben, und alles nur für mich? Auf dem Tisch der Wohnküche breiteten sich Papierschnittmuster aus. Sie wurden auf einen weißen Wollgeorgettestoff geheftet. Ich fühlte meinen Körper in einzelne Teile zerlegt, aber ich hütete mich, einen Ton von mir zu geben, denn von Fine ging eine angespannte Konzentration aus. Es war ratsam, jetzt nicht zu stören.

Die obere *Passe* des Kleides bekam eine handgemachte, sogenannte *Smookstickerei*, welche den unteren Teil des Kleides in einen schwingenden Rock verwandelte. Täglich fanden nun einige Anproben statt, von ernsthaften Mienen meiner Tanten begutachtet. Gelegentlich stachen mich im Kleid vergessene Stecknadeln.

Der Tag der großen Feier nahte. Die Proben in der Kirche schienen kein Ende zu nehmen. Jede Position und jeder Schritt, jede Kniebeuge und die gefalteten Hände, alles war genauestens vorgeschrieben. Selbst unsere Blicke hielten wir im Zaum. Doch diese preußische Disziplin konnte mich nicht beunruhigen. Hatte ich doch die Deckenfresken und Wandbilder, die romanischen Ornamente und die drei südlichen Fenster mit ihren hellen Lichtquellen. *Es gab immer andere Ebenen, in denen ich zu Hause war*, oder zu denen ich in Gedanken reisen konnte. Manchmal jedoch fiel meine Abwesenheit auf, und der ausgestreckte Zeigefinger Fräulein Steens – Religionslehrerin - in meinen Rücken, begleitet von einem zischenden Pssst! bereitete meinen Träumen ein jähes Ende.

Einige Tage vor dem Fest rannte ich mit Ute in die unteren Wiesen. Wir machten unsere täglichen Erkundungen. Ein Meer von blaßlila

Wiesenschaumkraut, *Cardamine pratensis*, wogte über die feuchten Quellgründe und verführte uns zum Blumenpflücken. Mehr und mehr – wir vergaßen die Zeit – mein Blick schweifte über die Wiesen abwärts, und ich rührte mich nicht. Da ich sah eine schmale, große Frau langsam, mit zwei schweren Koffern, heraufsteigen. Mehrmals blieb sie stehen, setzte die Koffer ab und schaute bewegungslos hinauf. Ich spürte eine seltsame Unruhe und mein Herz klopfte rasend im Halse. „Meine Mutter“ schrie ich, „meine Mutter“ und konnte mich doch nicht vom Fleck rühren.

Ein Jahr vor dem Kriegsende kam die ganze Familie Hilger zusammen, obwohl nur noch wenige Züge fuhren und auch diese täglich von Tieffliegern beschossen wurden. Meine damals 42jährige Mutter schleppte Verpflegung für das große Fest. Streckenweise mußte sie *per Anhalter* fahren, denn in den Kriegsjahren waren die Zugstrecken oft bombardiert. Am *Weißensonntag* erschien selbst meine damals 77jährige Großmutter Elisabeth Hilger und viele Tanten, Cousinen und Onkel. Trotz täglicher Kriegsbedrohung und Hungersnot gab es noch den absoluten Familienzusammenhalt und gegenseitige Fürsorge. Zum Kommunion-Fest wurde ein Fotograf bestellt. Die Blumensträuße und die prächtigen Hortensientöpfe wurden auf die leicht ansteigende Wiese neben das Haus gebracht. Dahinter reihte sich die Festgemeinde streng geordnet auf. Die Männer trugen dunkle Anzüge mit Weste und Kravatte, die Frauen festliche Kleider mit Perlenketten. Meine Mutter strahlte in einem sogenannten *Etui Kleid* aus dunkelblauem Wollgeorgette. In Hüfthöhe war eine enganliegende große Tasche aufgenäht, mit silbernen, gestickten, floralen Ornamenten. Ich war sehr glücklich an diesem Tag.

Die Wohnung meiner Tante hatte nur zwei Zimmer. So stellten ihre Schwiegereltern uns ihre Wohnung zum Feiern zur Verfügung. Diese *Vossens* wohnten am Brockhauser Weg, der parallel zum Eschen verläuft. Vom Eschen lief ich steil abwärts durch die Wiesen, dann die Gärten durchquerend, an den Kaninchenställen vorbei und ins Haus hinein. Alle *Vossens* waren hoch musikalisch, beherrschten mehrere Instrumente und spielten in der Werkskapelle der Schraubenfabrik und natürlich auch im Feuerwehrorchester. Bei *Vossens* war meine zweite Heimat. Täglich, am Nachmittag, nach Erledigung der Hausaufgaben, lief ich zum Klavierüben die Wiese hinunter zum Brockhauser Weg. Eine harte Stunde lang mühte ich mich mit den *Cherny-Etüden* ab, gelegentlich schaute Mutter *Vossen* nach, ob ich mein Pensum auch korrekt erledigte, denn einmal in der Woche wurden meine Fortschritte in der *Klavierstunde* bei den Schwestern *Schmitt* überprüft. In der kleinbürgerlichen Wohnung der *Vossens* war ich umgeben von Musik. Tochter, Sohn und Vater probten auf der Posaune, dem Horn, dem Cello und der Trompete. Das Klavier stand immer aufgeklappt, zum Spielen einladend und auch ein Akkordeon bespielten sie. Mutter *Vossen* liebte mich, immer noch sehe ich ihr freundliches Lächeln vor mir.

Das Schicksal ihres Sohnes *Erich*, der Mann meiner Tante, endete grausam, und Mutter *Vossen* litt wortlos. Im Jahre 1948 erfuhren wir von einem *Plettenberger* Kriegskameraden, der nach Jahren aus russischer

Gefangenschaft zurückkehrte, daß Erich an der Ostfront, auf russischem Gebiet 1944, ebenfalls in Gefangenschaft geraten war. Er sollte mit hunderten deutschen Soldaten nach Sibirien verschleppt werden. Auf dem Transport wurde er mit vielen anderen ermordet. Begleitpanzer *rammten* die Gruppe von der Seite und Erich starb qualvoll *am 9. Juli 1944 in Borissow*. Auf seinem Totenzettel ist *von einem tragischen Unfall* die Rede.

Der Sommer 1944 war heiß. Das Kriegsgeschehen hatte nun auch die Provinz erreicht. Im kleinen Dorf Eiringhausen mobilisierte man die letzten Reserven. Meine Tante wurde zu *Zwangsarbeiten* abgeordnet. In einer kleinen Papier- und Kartonagenfabrik auf dem Eschen arbeitete sie von 8 Uhr morgens bis 16 Uhr nachmittags. In einer zugigen Halle saßen mehrere Frauen an großen Maschinen und stanzen im Akkord faltbare Kartons, die für Feldpostpäckchen an die Front benötigt wurden. Nach der Schule – hatte ich erst einmal den steilen Anstieg bis zu Bremers Haus geschafft – versorgte ich mich selbst, aß etwas, falls Brot vorhanden war und trödelte bei den Hausaufgaben. Dann hüpfend und laufend den Berg hinunter bis zur Kartonfabrik um meine Tante abzuholen. Meist war ich viel zu früh, welches ich aber genau beabsichtigt hatte. Durch einen Nebeneingang schlüpfte ich in die Halle und ließ mich neben Katharinas Maschinenplatz nieder. Der Boden war übersät mit kleinen ausgestanzten Kartonteilen. Ich wühlte darin und suchte die gleich aussehenden Teile, zählte, ordnete und baute Kartongebilde. Das war eine neue Erfahrung, eine interessante Beschäftigung mit einem vielseitigen Material, dem Papier ähnlich – schon sehr früh hatte ich ein haptisches Verhältnis zu allen Papiersorten. Papier war im Krieg Mangelware. Reste aus der Vorkriegszeit wurden von mir gehortet und nur sparsam verwendet.

In diesen Jahren hatte ich nur selten Schulhefte, malte und zeichnete auf die Ränder der Kriegszeitungen, die Ute und ich mit Mehlkleister zusammenpappten. So entstanden schrumpelige Seiten. Wir pressten sie unter der großen Bibel, und nach einigen Tagen hatten wir interessante Malgründe. Die Hausaufgaben wurden auf einer doppelseitigen Schultafel angefertigt mit einem Schiefergriffel, für den es eine spezielle längliche Holzdose mit Schiebedeckel gab, denn die Griffel brachen leicht durch. Die Tafel schoben die Kinder in eine Schutzhülle aus Karton, damit die Schrift nicht verwischt wurde. Die Schultaschen waren klein und aus weichem, genarbten Leder, gerade groß genug für Schiefertafel, Griffeldose, Schwammdose und ein Lesebuch. Dann gehörte noch ein sogenannter *Tafellappen* zur Ausrüstung der Kinder. An einer gehäkelten Kordel baumelte der Tafellappen aus dem Ranzen heraus. An ein regelmäßiges Schulbrot kann ich mich nicht erinnern, manchmal hatte ich ein Stück Brotende dabei, das auch trocken köstlich schmeckte. Hatten wir Durst, so eilten wir zum nächsten Wasserhahn und tranken das Wasser aus der hohlen Hand.

Auch wir Kinder wurden zu Kriegsdiensten abgeordnet. Es sollten Himbeer- und Brombeerblätter in den Wäldern gesammelt werden für Tees, für die Frontsoldaten. Also zogen wir wieder weit in den Wald in Richtung *Im Sohn*. Abends waren unsere Hände vom Sammeln zerkratzt, denn die Beerenblätter hatten an den Unterseiten in der Blattmitte kleine scharfe

Haken, die sich in die Kinderhände bohrten. Die Blätter wurden auf Zeitungen ausgebreitet, einige Tage auf dem Kleiderschrank getrocknet, und mußten dann an bestimmten Sammelstellen abgegeben werden.

Im Sommer 1944 - ein Jahr vor Kriegsende – war die Versorgung der Bevölkerung mit notwendigen Lebensmitteln nicht mehr ausreichend. Die meisten Händler hatten ihren Laden geschlossen, es gab keine Waren mehr. Die Männer kämpften als Soldaten an den Fronten in verschiedenen europäischen Ländern, bis nach Rußland hin, und so waren sie für ihre Unternehmen nicht mehr verfügbar. Die Frauen versuchten, zu Hause *die Stellung zu halten* und die Kinder mit dem Nötigsten zu versorgen. Bäcker und Fleischer hatten nur an zwei Tagen in der Woche geöffnet. So bildeten sich lange Menschenschlangen vor den Geschäften. Da aber nur eine bestimmte Menge Fleisch und Brot vorhanden war, gingen die Frauen oft leer aus und bekamen trotz Lebensmittelmarken kein Brot mehr. Diese Lebensmittelmarken waren für uns von großer Wichtigkeit. Wir erhielten Fleisch-Fett-Brot- und Eiermarken. Für jede Person war die Zuteilung genau berechnet. So hoffte man, eine gleichmäßige Versorgung der Bevölkerung sicherzustellen und Hamsterkäufe sollten verhindert werden. Jedoch hatte die Landbevölkerung immer noch heimliche Möglichkeiten, an zusätzliche Lebensmittel zu gelangen. Bauern wurden zu regelmäßigen Abgaben von Eiern, Milch und Fett *gezwungen*. Wenn die Hühner im Winter *schlecht legten*, d.h. zu wenig Eier produzierten, hatten die Bauernfamilien ein Problem. Die Anzahl der Hühner wurde kontrolliert und so auch die Anzahl der abzuliefernden Eier.

Für meine Tante und mich gab es einmal in der Woche einen *Festtag*. Jeden Freitag reihten wir uns in die Warteschlange vor der *Metzgerei Sechtenbeck* ein. Pro Person gab es 62,5 Gramm Fleischzuteilung, also für uns beide 125 Gramm. Freitagsnachmittags, nachdem Katharina in der Kartonfabrik ihren Frondienst beendet hatte, rannten wir im Laufschrift vom Eschen hinunter ins Dorf zur Metzgerei. In Panik fürchteten wir, zu spät zu kommen. Die Schlange war lang und das Warten mit leerem Magen hart. Katharina hielt meine Hand fest, fast kämpferisch bewegten wir uns Schritt für Schritt vorwärts, die äußere Treppe hinauf. Hatten wir erst einmal den inneren Metzgereiraum betreten, gab es noch Hoffnung. Mit 125 Gramm Leberwurst – weiß der Himmel, woraus sie bestand – machten wir uns auf den Rückweg, den Eschen hinauf. Auf halber Strecke huschten wir in Maiers Laden hinein. Er kannte uns, und obwohl die Regale leer waren, zauberte er ein halbes Brot unter der Theke hervor. Das Überleben für heute und morgen war nun gesichert. Weiter aufwärts, endlich Bremers Haus in Sicht, die Treppe hinauf, und es gab Aussicht auf ein festliches Mahl: ein Leberwurstbrot.

Meine Tante hatte nun schon monatelang kein Lebenszeichen von ihrem Mann erhalten. Nach ihrer letzten Information sollte ihr Erich an der Ostfront, also in Rußland, stationiert sein. Sie war sehr besorgt, und wir warteten auf weitere Nachrichten. An einem hellen Sommermorgen stiegen wir früh den Eschen hinab, um unsere täglichen Verpflichtungen zu bewältigen. Auf halber Höhe des Weges lag ein Roggenfeld. Die Ähren standen in voller Reife, und ich riß im Vorbeigehen einen Halm ab, um die Körner

herauszudrücken. Sie waren ganz weich und ließen sich gut kauen, ein süßlicher Geschmack – und da sah ich ihn! Eine kleine, jämmerlich gekleidete Gestalt stand im Roggenfeld und blickte uns eindringlich an. Erschrocken, stapften wir weiter bergab. Am nächsten Morgen packte meine Tante zwei Brotstücke ein. Schon von weitem suchten unsere Augen das Roggenfeld ab. Da, ein dunkler Schatten, er trat hervor, seine Füße waren mit Stofflappen umwickelt, er trug keine Schuhe. Katharina reichte ihm das Brot, er nahm es hastig, verbeugte sich und verschwand im Feld. „, Es könnte Erich gewesen sein, hoffentlich geht es ihm gut.“ Wir vermuteten in ihm einen sogenannten Ostarbeiter. Diese kamen aus Polen und Rußland aus Kriegsgefangenenlagern und mußten überall in Deutschland Zwangsarbeiten verrichten. Nach Kriegsende wurden sie zwar von den Amerikanern befreit, jedoch kümmerte sich niemand um die Rückkehr in ihre Heimat, oder gar um eine Entschädigung für ihre Zwangsarbeit.

Im Frühjahr 1945 streiften desertierte deutsche Soldaten, die sich aus Verzweiflung unerlaubt von ihrer Einheit entfernt hatten - sogenannte *Fahnenflüchtige* durch das Land. Die Sinnlosigkeit des Krieges, der zudem längst als verloren galt, trieb sie rückwärts, der Heimat entgegen. Sie versteckten sich, auch mit Pferden und Mauleseln, in den Wäldern. Wurden sie von Nationalsozialisten entdeckt, endete ihr Leben auf der Stelle durch Erschießen. Vorher mußten sie ihr eigenes Grab ausheben. Wir kannten drei solcher Grabstellen auf einer einsamen Waldlichtung, dem *Tannenkamp*, auf Bergers Wiese. Die Exekution fand im Morgengrauen um 5 Uhr statt. Später stellten Anwohner dort heimlich drei Holzkreuze auf. Einige Wochen nach der Kapitulation, im Juni 1945, wurde der ehemalige NS-Ortsgruppenleiter Z. von den Amerikanern gezwungen, die ermordeten Soldaten *eigenhändig* auszugraben, um sie dann würdig zu beerdigen.

Die Kriegslage spitzte sich nun auch in der Provinz sehr zu. Täglich heulten die Alarmsirenen, deren Echo sich zwischen den Bergketten wiederholte. Bombergeschwader flogen übers Land und die Menschen flüchteten in ihre Keller. Die *Bewohner des Eschens* gruben sich an den Waldrändern tiefe Gräben, stützten sie mit Balken und Brettern ab und bedeckten diese kleinen *Bunker* mit Zweigen. Wurden im Radio große Angriffe gemeldet, zogen die Familien mit dem nötigsten Gepäck in den Wald und versteckten sich. So hofften sie, wenigstens ihr Leben, wenn schon nicht ihr Haus, zu retten.

Aus Sorge vor Bombardierung des großen Schulgebäudes bestellte unser Lehrer alle Kinder mehrmals wöchentlich zu einem Unterricht im Freien unter die flachen Bögen der Eisenbahnbrücke. Dort, wo ich seit Jahren meinen heimlichen, magischen Ort hatte, und auch *die unsichtbaren Dinge* vermutete, kannte ich jeden Stein. Wir drängten uns an die Brückenmauern, bekamen Anweisungen zu Hausaufgaben und wurden dann schnell wieder nach Hause geschickt. So hatten wir, aus kindlicher Sicht, ein kurzweiliges Leben. Aber wir lernten trotzdem, und zwar den Umgang mit Tieren und im täglichen Biologieunterricht, den die Natur uns erteilte, prägten wir uns Namen, Farben und Formen der Pflanzen ein. Das Deuten der Wetterlagen, das Bestimmen der Richtungen und der Tages/Uhrzeiten nach dem Sonnenstand gehörten zu unserem Basiswissen.

Im Frühjahr 1945 wurden wir beiden Mädchen jeden Morgen mit einer kleinen Rinderherde in die Wälder geschickt. Ein störrischer Maulesel, von desertierten deutschen Soldaten, den Herr Bremer im Wald eingefangen hatte, war auch dabei. Unsere Aufgabe hieß, dafür zu sorgen, daß sich die Tiere nicht auf freien Flächen, sondern nur unter Bäumen aufhielten. Die englischen und amerikanischen Tiefflieger schossen auf alles, was sich bewegte. Wir kletterten auf unseren Lieblingsbaum und konnten so aus unserem Versteck die Tiefflieger gut beobachten.

An einem schwülen Mittag vibrierte die Luft von näherkommenden Flugzeugen. Wir banden die Rinder an dichtbelaubte Bäume und kletterten hinauf. Ich spürte eine große Bedrohung, es lag Unglück in der Luft. Von oben sah ich auf Bremers Haus und in der Ferne das Lennetal umgeben von Bergen. Dann fielen auch schon die Bomben, wie an einer Kette segelten sie singend und zischend über das Dorf und explodierten mit donnerndem Knall. Für einen Moment stockte uns der Atem, unsere Schulbrücke, die Eisenbahnbrücke, war sie getroffen? Überall Rauch und Staubwolken, dann Stille, kurz unterbrochen vom Krachen der einstürzenden Dächer im Dorf. Die Flugzeuge entfernten sich, immer leiser wurden die Motorengeräusche. Entwarnung sangen die Sirenen auf den Giebeln der Schraubenfabrik Greka. Wir banden die Tiere los und trieben sie eilends abwärts auf den Hof.

Am 13. April 1945 erlebten wir den dramatischen Einmarsch der Amerikaner, die Deutschland die Befreiung brachten. Alle im Dorf wußten seit Tagen, dass die letzten Tage des Krieges bevorstanden. Wie ein Lauffeuer verbreiteten sich die Meldungen vom jeweiligen Frontverlauf.

Und dann sah ich sie! Mit meiner Tante stand ich am Dachfenster und wir blickten auf den gegenüberliegenden Hemberg, der nach Osten hin einen Taleinschnitt hat, *Blemke* genannt. Plötzlich leuchteten weiße Betttücher aus den Fenstern und Dächern der Siedlung, mehr und mehr, und dann rollte der erste Panzer über den Berghang langsam abwärts. „Sie kommen von *Alten-Affeln herunter*“, sagte meine Tante – ich zählte elf Panzer. Wie kriechende Raupen schoben sie sich langsam abwärts. Soldaten zu Fuß marschierten neben den Panzern, das Maschinengewehr im Anschlag. Als der Zug unten den Talgrund der Lenne erreichte, bogen sie nach Westen ab, auf unser Dorf zu. Auch im Dorf leuchteten die weißen Fahnen der Ergebung. Von großer Aufregung ergriffen, rannten wir hinunter und standen mit Familie Bremer fassungslos auf dem Hofplatz und blickten auf Eiringhausen.

Ahnungen und Vermutungen über unser weiteres Schicksal machten die Runde. Wenn die Sieger heute den gegenüberliegenden Berg und auch das untere Dorf besetzt hatten, war es nur eine Frage von Stunden, bis sie hier oben die Eschensiedlung erreichen würden. Was wird dann mit uns geschehen? Nach einer unruhigen Nacht hörten wir am Morgen das Rattern und Brummen der Panzermotoren. Katharina und ich standen am bergseitigen Fenster. Da kommen sie! Der erste Panzer näherte sich auf dem Fahrweg oberhalb des Hauses. Ein Soldat schaute aus einer Öffnung heraus, das Gewehr über den Kopf erhoben. Wir hielten den Atem an. Der Panzer hielt, und der Soldat lachte laut und winkte uns mit seinem Gewehr zu. Katharina öffnete das Fenster. Da rief er etwas in fremder Sprache. Ich

verstand ihn nicht, spürte aber, daß er ein Angebot machte. Da erhob sie ihre rechte Hand, zeigte auf ihren Ring, schüttelte den Kopf und sagte das Wort *Rußland!*

Um das Ganze zu verstehen, war ich noch zu jung. Erst viele Jahre später begriff ich ihr Schicksal. Sie heiratete ihren Erich, und sie hofften auf ein gutes Leben. Aber ihr Glück sollte nur von kurzer Dauer sein. Erich erlitt den 2. Weltkrieg als Soldat in Rußland und kam schließlich nie zurück. Erich, der begabte Musiker, spielte Horn, Cello und Posaune. Seine Großmutter, die ich auch von unseren Besuchen in Plettenberg-Stadt kannte, war Halbjüdin. 1943 holte man sie aus ihrer kleinen Wohnung in Plettenberg-Stadt ab, um sie im Konzentrationslager Wewelsburg zu ermorden.

Katharina bekam die Nachricht, daß ihr geliebter Erich *vermisst* sei. Die Bezeichnung *vermißt* bedeutete, das ein Soldat entweder gefallen, d.h. erschossen, oder in Kriegsgefangenschaft geraten war. *Vermißt*, das war für Frauen, Mütter, Großmütter und Schwestern die schlimmste Nachricht. Katharina lebte jahrelang in Ungewißheit und erfuhr erst vier Jahre nach Beendigung des Krieges von Erichs grausamem Schicksal. Zwei andere Soldaten kamen schließlich aus russischer Kriegsgefangenschaft in Sibirien zurück und berichteten alles.

An diesem 14. April 1945 stand sie also am Fenster, ohne Gewißheit, wo sich ihr Erich befand, und ob er überhaupt noch lebte. Der Panzer rollte weiter den Berghang hinauf. Ich sah ihn bei Beeks Haus anhalten. Der Soldat kletterte hinaus und verschwand im Dickicht des Buchenhohlwegs, der zum Haus führte. Beeks hatten viele Kinder und Ute und ich waren dort immer willkommen. Nie benutzten wir die Haustüre. Wir liefen ums Haus herum bis zur Seite zum meist geöffneten Küchenfenster. Dann hineingeklettert, ließen wir uns in der großen Wohnküche nieder.

Am schicksalsträchtigen 14. April 1945 versuchte der amerikanische Soldat sein Glück bei Ulla, der ältesten Tochter der Beeks. Einige Wochen lang war sie das „*Ami-Liebchen*“, wie die Nachbarn verächtlich lästerten. Jedoch Ulla erkannte ihre Chance. Sie folgte ihrem Soldaten in die USA und versorgte ihre große Familie jahrelang, bis zur Währungsreform 1948, mit lebensrettenden *Care-Paketen*.

Katharina saß noch immer auf einem Stuhl in ihrer kleinen Wohnküche und blickte auf ihre Hände und schwieg. Sie drehte an ihrem schmalen, goldenen Ehering. Ich Kind umarmte sie. Wir waren seelenverwandt.

Nach einigen Wochen, Anfang Mai 1945, war es soweit. „*Der Krieg ist aus*“. Die Menschen riefen diese Worte in jenen Tagen immer wieder, als müßten sie mit der Wiederholung der Worte, den Zustand Wirklichkeit absolut bestätigen. Die Aufregung war überall gegenwärtig. Man konnte wieder frei reden, ohne Angst vor Spitzeln, die jahrelang Macht über ihre Nachbarn ausübten. Diese Angst trieb kuriose Blüten. So wurden wir Kinder in die Stube gesperrt, wenn die Briefträgerin auf ihrem Fahrrad auftauchte. Ich hatte einmal, in Gegenwart der Postfrau, ungeduldig gefragt: „Wann ist dieser schlimme Krieg denn endlich aus?“, als Katharina frug, ob Post für sie aus Rußland dabei sei. Kindermund spricht ehrlich Gedanken frei aus, und das konnte während der Naziherrschaft lebensgefährlich für alle im Haus werden.

Die Heimreise zu meinen Eltern in Düsseldorf stand bevor. Zunächst sollte ich zu meinen Brüdern gebracht werden, die in Olpe im Sauerland den Krieg überlebt hatten, um mit ihnen gemeinsam einen Transport nach Düsseldorf zu starten. Mit meiner Tante begann ich eine abenteuerliche Reise. Nur auf Nebenstrecken gab es noch intakte Bahnlinien. Die Strecken der Hauptlinien, besonders in der Nähe von Großstädten waren meist bombardiert worden und kein Zug konnte hier mehr fahren. Wir schafften es mit vielen anderen, in einen Zug nach Finnentrop zu gelangen. Der Zug war so überfüllt, dass Menschen sich von außen an den Zugtüren festhielten und selbst unter Absturzgefahr einige Haltestellen lang aushielten. In Finnentrop wimmelte es von Menschen, die verzweifelt versuchten, eine weitere Zugverbindung zu finden. In diesem Chaos erfuhren wir, dass es keine Verbindung mehr nach Olpe i. W. gab. Meine tatkräftige Tante schaffte es aber, mit Hilfe eines Schinkenstücks vom letzten Schlachttag, einen Lastwagenfahrer davon zu überzeugen, dass er uns ein Stück in Richtung Attendorn mitnahm. Jedoch waren wir nicht die einzigen Mitfahrer. Mehrere Familien mit Koffern und Kartons, mit Hühnerkörben und sogar ein Kaninchen reisten mit. Also hinauf auf den offenen Anhänger geklettert, schnell festgehalten und schon brausten wir los.

Am Ortsrand von Attendorn mußten alle aussteigen, denn der Fahrer wohnte hier. Die Dämmerung zeigte sich schon und wir eilten weiter über die Landstraße. Ich verlor fast meine einzige Schildkrötpuppe, die mit dem Heftpflaster auf der Frisur, um das Loch im Kopf zu verdecken. Meine Tante schleppte den schweren Koffer und zog mich hinter ihr her. So hasteten wir weiter. Schon fast in Dunkelheit sahen wir einen Heustall auf einer Wiese neben der Straße. Schweigend fielen wir ins wenige Heu und schiefen auf der Stelle ein. Ich erwachte in der Morgenfrühe, Kälte durchfuhr mich. Wir machten uns davon. Aus den Wiesen stieg früher Nebel auf, er hing wie ein Tuch über dem stillen Land. Wortlos, hungrig, durstig und kalt stolperten wir auf der Landstraße weiter.

Die ersten Häuser von Attendorn tauchten in der Ferne auf. Meine Tante erzählte, dass sie gehört habe, dass die kleine Stadt in der Karwoche von einem schweren Angriff durch amerikanische Bomber heimgesucht worden war. Dieses Flugzeuggeschwader, voll beladen mit Bomben, sollte eigentlich die Bahnstrecke zwischen Olpe und Attendorn bombardieren, da diese als Nachschublinie wichtig war. Jedoch kam es anders. Die Stadt Olpe lag an diesem Tag unter einer dichten Wolkendecke und war deshalb für die Piloten nicht sichtbar. Navigationsgeräte, wie sie heute üblich sind, gab es damals noch nicht. So entschieden sich 22 Bomberflieger für die Stadt Attendorn als Ziel eines Angriffs, der schlimme Folgen hatte. Vormittags, in weniger als fünf Minuten, wurden drei große Bombenteppiche über Attendorn abgeworfen. Innerhalb von wenigen Minuten waren die meisten Häuser getroffen, zerstört und brannten lichterloh. Es gab mehr als 200 Tote, und die Rauchschwaden standen noch tagelang über der Stadt. So erzählte meine Tante, während wir über Schuttberge kletterten und durch die Ruinen der Häuser blickten. Da sah ich einen Mann, der fotografierte die zerstörte Stadt. Er stand hoch oben in den Trümmern eines Hauses auf einer halben, schwebenden Treppe, die in der Luft hing, und er richtete den Apparat von oben auf die Schuttberge in der Straße und auf die Ruinen.

Katharina zog mich weiter. Wir hatten noch Brotreste, rasteten vor der Pfarrkirche auf den Treppenstufen und aßen schweigend. Ich schaute nach oben auf den Kirchturm. Eine Kugelturmspitze! Das war neu für mich! Die Kirche *St. Johann Baptist* in unserem kleinen Dorf hatte keinen richtigen Turm. Mauersegler kreischten in rasenden Flügen um den Turm. Katharina folgte ihnen mit den Augen und bemerkte: „In diesem Jahr sind sie früh zurück“. Im Innern sprachen wir ein Gebet vor einer Pièta. Sie trug den toten Christus auf ihrem Schoß, und ich dachte, mein Gott, sie weint ja. Der Himmel war blau mit wenigen Wolken, als wir draußen unsere Reise fortsetzten. Von einer Frau, die mit einer Milchkanne vorbeikam, erbettelten wir Milch. Tatsächlich füllte sie uns etwas in unseren Becher und eilte davon. Die Milch schmeckte dünn, mit Wasser vermischt.

Es vergingen noch zwei weitere Tage, die wir nur mühsam durchstanden. Damals gab es die Biggetalsperre noch nicht. In ehemaligen Kraghammer lebte ein Vetter meines Vaters als Bahnwärter an der Bahnlinie. Dort konnten wir eine Rast machen, bis wir endlich Olpe erreichten. Die Strasse mit dem seltsamen Namen *Kortemicke* mußten wir finden. Jedenfalls stand das auf einem Zettel, den Katharina in der Hand hielt. Wir frugen uns durch und wurden zum Haus Nr. 4 geschickt.

Das Wiedersehen mit meinen Brüdern nach etwa vier Jahren verlief ruhig. Die Lage, in der wir uns alle befanden, war ungewohnt und seltsam. Wir verhielten uns still und täuschten Normalität vor. Mein älterer Bruder war dreizehn und der jüngere Bruder sieben Jahre alt. Und ich stand dazwischen mit meinen zehn Jahren und wunderte mich. Mit Richard und Ulrich kletterte ich auf einen offenen Lastwagen, auf dem schon viele andere Menschen auf Kisten saßen und sich drängelten. Weitere Koffer und Holzkisten wurden hinaufgeschoben. Ich winkte meiner Tante zu, und mir wurde der plötzliche Abschied bewußt. Hatte sie mir doch trotz schwieriger Kriegsjahre eine beschützte und frohe Kindheit geschenkt, eine Idylle von der ich mein ganzes weiteres Leben zehre.

In einer aufregenden, stundenlangen, holprigen Fahrt durch zerbombte Städte und Orte gelangten wir nach Düsseldorf zu unseren Eltern, die wir nicht mehr kannten.



Die Lenne – Fluß meiner Kindheit – hier verlebte ich glückliche Jahre – Hier trafen mich Schlüsselerlebnisse, die mein Leben prägten. In späteren Jahren zieht es mich immer wieder ins märkische Sauerland, ein Muß in den großen Ferien im Sommer. Wenn ich vom Hauptbahnhof in Hagen auf Gleis 1 in den Regionalzug nach Plettenberg steige, erspüre ich noch heute meine Heimkehr. Ich stehe am Zugfenster, schaue bewegt auf die vorbeifliegenden Bilder, und meine, jeden Baum zu kennen. Enge Täler mit Kleineisenindustrie, immer wieder kurze, schwarze Tunnel, dann wieder Ausblicke auf den ruhigen Fluß Lenne. Hohenlimburg – Lethmate – Altena – Werdohl. Dann noch durch Ohle, ohne Haltestelle, und schließlich Bhf. Plettenberg II, was heißt: Eiringhausen, der Schauplatz meiner elementarischen Kindheit. Schon vom Bahnsteig aus geht mein Blick aufwärts, suchend am Nordhang des Saleys entlang. Dann erkenne ich das weiße Haus und ich bin angekommen.

Carl Schmitt (1888-1985), der umstrittene Staatsrechtler und Denker, aber auch ein großer Erzähler und Philosoph aus Plettenberg, sagte über das Sauerland: „Die Berge liegen erdhaft fest, aber sie sind eingehüllt, oft in Regen, Nebel oder Schnee, oft in einen Sonnenschein von gläserner Klarheit. In manchen Stunden liegen sie wie Schildkröten da, in massiver Wucht. In anderen Stunden werden sie blaß, als wären sie ein Traum des Meeres. Oft verwandelt sich ihr schweres Massiv in Silberblau oder in ein unirdisch tiefes Patinirblau. Doch das ist alles mehr Strahlung als Farbe. Immer bleibt die Landschaft verhalten und in sich gekehrt.“ *2

*1 Die Eigennamen der wirklichen Personen wurden geändert.

*2 aus: „Eine Reise zu Carl Schmitt“ von Christian Linder